



Deutsche Internierten Zeitung.



Deutscher Handgranatenwerfer im feindlichen Leuchtraketenfeuer.
Gemälde von Heinz Höffer, Intern., Zeichenlehrer, Luzern.

...ehrt seit
Gottfried
och trug
latte man
Literatur-
eigte sich
ersäumte
ngen ihn
igerjahre
Salander"
ebens in
ußerhalb
r in eine
i. Seine
er immer
er kleine
oft genug,
Herbheit
nd leicht
er letzten

...n immer
Gottfried
den ihm
urtstages,
d mit ihr
in frühe-
ind kaum
ng zuteil
schriften,
Juli 1889
ihm, was
publik in
r Kanzler
erbringen
mach den
r Geehrte

...eburtstag
imen vom
gens vom
rnte vom
war der
rönte.
e Alters-
Aus der
n heißen
e verging
gefesselt.
i. In den
ummerte

...unstr. 23.

...UNG
...TEN
...UND
...VON

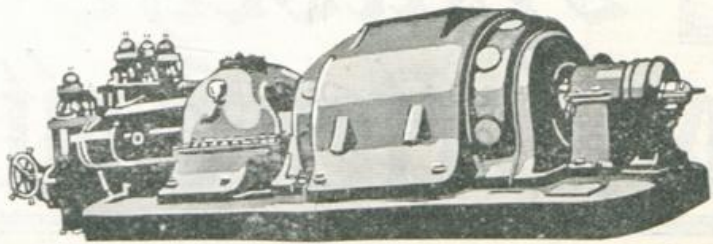
...N 954

...rn.

...i. Stock

...ommen!

BB C



Dreiphasen-Turboaggregat, Normalleistung 6000 KW, Drehzahl 3000

Dampfturbinen

Landturbinen
Schiffsturbinen
Kondensationsanlagen

Elektrische Zentralen

Wärme-kraft-Zentralen
Wasserkraft-Zentralen
Gleichstrom- und Wechselstrom-
Generatoren
Schaltanlagen
Schnellregler

Kraftverteilung

Fernleitungen
Unterstationen (Transformatoren,
Umformer, Einankerumformer)
Induktions-Regulatoren
Gleichrichter-Anlagen

Elektrische Antriebe

in Bergwerks- und Hüttenanlagen,
Textilbetrieben, Papier- u. Cellulose-
fabriken, Druckereien, Zement- und
chemischen Fabriken, Werkstätten,
Zucker- und Chokolade-Fabriken,
Kleingewerbe etc.

Berg- und Hüttenwesen

Komplette Fördermaschinen-
anlagen
Ausrüstungen für Krane und andere
Hebezeuge
Turbo-gebläse und Kompressoren

Elektrische Bahnen

Gleich- und Wechselstrombahnen
Akkumulatoren-Plattformwagen
Kleine Motorkompressoren
Elektrische Zugbeleuchtung

A.G. BROWN, BOVERI & C^{IE}
BADEN (SCHWEIZ)



An das deutsche Heer, die Marine und die Schutztruppen!

Das dritte Kriegsjahr ist zu Ende. Die Zahl unserer Gegner ist gestiegen, nicht aber ihre Aussicht auf den Enderfolg.

Rumänien habt Ihr im Vorjahre niedergeworfen. Das Russische Reich erbebt jetzt von neuem unter Euern Schlägen. Beide Staaten haben ihre Haut für fremde Interessen zu Markte getragen und sind am Verbluten. In Mazedonien habt Ihr den feindlichen Anstürmen machtvoll getrotzt. In gewaltigen Schlachten im Westen seid Ihr die Herren der Lage geblieben. Fest stehen Euere Linien, die die teure Heimat vor den Schrecken und den Verwüstungen des Krieges bewahren.

Auch meine Marine hat große Erfolge errungen, sie hat den Feinden die Herrschaft zur See streitig gemacht und bedroht ihren Lebensnerv.

Fern der Heimat hält eine kleine deutsche Truppe deutsches Kolonialland gegen vielfache Übermacht.

Auf Euerer und unserer treuen Bundesgenossen Seite werden auch im nächsten Kriegsjahr die Erfolge sein. Unser wird der Endsieg bleiben.

Bewegten Herzens danke Ich Euch in Meinem und des Vaterlandes Namen für das, was Ihr auch in dem letzten Kriegsjahr geleistet. In Ehrfurcht gedenken wir dabei der tapferen Gefallenen und Verstorbenen, die für des Vaterlandes Sicherheit dahingegangen sind.

Der Krieg geht weiter, er bleibt uns aufgezwungen. Wir kämpfen für unser Dasein und unsere Zukunft mit stahlharter Entschlossenheit und nie wankendem Mut. Mit wachsender Aufgabe wächst unsere Kraft. Wir sind nicht zu besiegen, wir wollen siegen! Gott der Herr wird mit uns sein.

Im Felde, den 1. August 1917.

gez. Wilhelm I. R.

Vom Vater der deutschen Internierung in der Schweiz.

Am 16. August vollendet unser hochverehrter Herr Major von Polentz, der Vertreter des Kriegsministers in Gefangenenfragen bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern sein 45. Lebensjahr. Zum zweiten Male verlebt er diesen Tag in dieser seiner verantwortungsreichen segenswirkenden Stellung. Und welch ein Unterschied

— Ein neues Gebiet der Tätigkeit eröffnete sich ihm im Kriegsministerium, im Departement des von allen Internierten gekannten und hochverehrten Herrn General Friedrich. — Und welch ein Feld der Tätigkeit — Neuland. Die Kriegsgefangenenfrage in einem Umfange, wie sie von der Welt nie gekannt und geahnt war, harpte



Major von Polentz × begleitet Herzog Philipp von Württemberg ×× bei Besichtigung der Orthopädischen Anstalt in Stansstad.

heute und im Vorjahre! Damals hatte Herr Major von Polentz eben erst in dem Häuschen am Lombachwege, dem damaligen Heim der Abteilung G, die Zügel ergriffen. — Die Internierung steckte noch in den Kinderschuhen. Heute reicht ein stattlicher Hotelbau noch nicht aus, um die Sektionen des Vertreters des Kriegsministeriums neben der Abteilung des Botschaftsrats von Hindenburg zu beherbergen — Zu einem großen mannigfaltigen aber wohlgefügteten Werk ward die Internierung auf ursprünglich kleinem, rechtzeitig erweiterten Fundament in diesem Jahre von sicherer Hand ausgebaut. **To make the best of it. Hört auch das Okzidentlich den besten Klang,** so birgt der Spruch zweifellos tiefe Wahrheit und wer ihn richtig anwenden kann, wirkt ändern und sich zum Heile. Unser Major verstand danach zu handeln.

Vier mal Geburtstag in Krieg und Kriegsgeschrei. 1914 im Felde, erst im Westen, dann auf Ostpreußens und Rußlands Wahlstatt, an der Spitze seiner Kompagnie, später als Bataillionsführer. Nicht lange war es ihm vergönnt, im Felde zu stehen. Von schwerer Verletzung auf dem Schlachtfelde konnte ihm ein langes Krankenzimmer leider nur unvollkommene Heilung bringen.

der Lösung. Ihr hat Major von Polentz sein ganzes reiches Wissen und Können zur Verfügung gestellt. Der Name Polentz ist mit der Kriegsgefangenenfürsorge aufs engste verbunden, bekannt bei Freund und Feind, hier verehrt und geliebt, dort gewürdigt und geachtet. An dem großzügigen Werk der Internierung und Heimkehr — zwei neue Begriffe, die aus dem Nichts entstehend, allmählich Gestalt annahmen hat er hervorragenden Anteil.

Als Präses der Austauschkommission baute Major von Polentz Hand in Hand mit berufenen Fachleuten die Austauschstation Konstanz, die anfangs nur selten Transporte Schwerverwundeter sah, zu dem, was sie heute bedeutet, aus. Auch hier galt es aus Wenigem alles zu schaffen. Und was Major von Polentz für uns bedeutet, das wissen wir Internierten am besten. In engem und erfolgreichem Zusammenarbeiten mit den schweizerischen Internierungsbehörden, denen unser besonderer Dank auf dem gastlichen Boden dieses schönen Landes gebührt, hat er rastlos und sorgsam seine schutzbefohlenen Feldgrauen und Zivilinternierten, Frauen und Kinder betreut. — Kein Mann der großen Worte. Ein Mann der schnellen Tat,

der zähen Ausdauer, des schnellen Blicks, der noch stets das kaleidoskopartig wechselnde Bild der Internierung richtig erkannte. — Noch ist sein Werk nicht vollendet, noch der Schlußstein nicht gelegt. Altes muß niedergerissen, neues aufgebaut werden. Ein arbeitsreiches Jahr steht vor der Tür. Herzlich Glückauf, Herr Major! Verleben Sie den 16. August gesund und froh im Kreise ihrer Familie an der Seite Ihrer verehrten Gattin, der im Dienst der Allgemeinheit unermüdeten, rastlos für Frauen- und Kinderfürsorge schaffenden!

Zum Schluß wird noch etwas aus der Schule geplaudert. Beim heurigen Geburtstag hatte wohl Till Eulenspiegel seine Hand im Spiele. Wie es geschah, weiß keiner. Kurz, lauffeuerartig hatte sich die natürlich falsche Nachricht verbreitet, der Geburtstag des Majors sei am 6. August. Also stille emsige Vorbereitung. Der hohe Tag naht heran; das Büro im Blumenschmuck, Zentralsektion mit Hortensienstrauß, Sektion I ebenso mit sinniger Karte. Ein eiliger Bote von Sektion II macht schleunigst noch Einkäufe. Sektion III, IV,

V, Hilfsdienst, was planen sie? Einer will heute den andern ausstechen. Der berufene Vertreter wartet schon, um als erster dem hohen Chef Heil zu bieten. Depeschenboten nahen. — Man muß das behagliche, verschmitzte Lächeln gesehen haben, das des vermeintlichen Geburtstagers Züge verklärte, als er, durch Ehrenpforten schreitend, kam, sah und sprach zu den festlich Versammelten: „Schade, meine Herren, der Tag meiner Geburt liegt zehn Tage später. Ich kann es leider nicht mehr ändern.“

Intoniert nicht etwa gerade ein im Garten verborgener Interniertenchor den Sängergruß?

Nun, wir feiern ihn eben zwei mal, den Geburtstag unseres Majors, — nach gregorianischem und frei und falsch abgeändertem julianischem Kalender am 6./16. August. Und das mit Recht. Ein Mann mit ausgesprochen doppelter Arbeitskraft hat's nicht schlechter verdient. Und sollte im nächsten Jahre der Bau der Internierung noch ragen, dann wird wieder Geburtstag gefeiert und zwar am 6./16. August 1918. Baumbach.

Komplementär-Internierung und Rapatriierung.

Auch in der an Erzeugnissen der Bodenkultur so reichen Schweiz treten mit der iwachsenden Dauer des Krieges Schwierigkeiten in der Ernährungsfrage zutage. Haben sie sich in Bezug auf die Versorgung mit Schlichtvieh soweit beheben lassen, daß von einer weiteren Beibehaltung der zwei fleischlosen Tage in der Woche Abstand genommen werden konnte, so bleibt doch die Einfuhr von Zucker und Reis weiterhin noch so beschränkt, daß eine Kontingentierung dieser Nahrungsmittel und eine Kontrolle über den eingeschränkten Verbrauch durch Karten erforderlich ist. Auch die andauernde ungenügende Einfuhr von Brotgetreide wird in Bälde zu einer Rationierung des Brotkonsums führen. Dazu geht die Schweiz infolge der neuen Einschränkung der Kohlenlieferung, zu der sich Deutschland, der einzige Lieferant zur Zeit, wegen der Schwierigkeiten einer ausreichenden Förderung genötigt sah, einem kalten Winter entgegen.

Diese Umstände haben die Schweiz in die Zwangslage gebracht, ihr hochherziges Liebeswerk der Hospitalisierung kranker und verwundeter Kriegsgefangener einer Beschränkung zu unterwerfen; sie hat daher den Veriretern der kriegführenden Mächte erklärt, daß sie die Aufnahme auf 30000 Kriegsgefangene beschränken müsse. Am 1. März d. J. belief sich die Zahl der Hospitalisierten auf 28300, an der den Nationalitäten nach 8536 Deutsche, 155 Österreicher, 100 Ungarn, 15712 Franzosen, 1913 Belgier und 1884 Engländer teilhatten. Diese Zahl soll auf 30000 erhöht werden mit der Bestimmung, daß die beteiligten kriegführenden Mächte analog ihren Gefangenzahlen daran Anteil haben. Dieses

Verhältnis ist durch die Anwendung des Kategorienprinzips bereits annähernd geschaffen; die Zahlen werden daher ungefähr die gleichen bleiben. Abgesehen von der kleinen Vakanz von 1700 Plätzen, die noch besetzt werden kann, ist aber eine weitere Ausdehnung der Internierung unmöglich gemacht.

Im Hinblick auf die große Zahl von Kriegsgefangenen auf beiden Seiten, für die die Hospitalisierung in der Schweiz die langersehnte Genesung oder sogar die Rettung des Lebens bedeutet, mußte ein Ausweg gesucht werden.

Er wurde gefunden, indem sich die beteiligten Mächte entschlossen, durch die Rapatriierung von Internierten für eine Neuaufnahme Plätze frei zu machen. Zunächst waren nur die deutsche und die französische Regierung in diesbezügliche Unterhandlungen eingetreten und hatten die Bedingungen festgelegt, unter denen die Entlassung in die Heimat durchgeführt werden soll. Voraussetzung für das Zustandekommen des Abkommens war die gegenseitige Verpflichtung der Vertragschließenden, die Rapatrierten weder in der Front noch in der Etappe wieder zu verwenden. Der Inhalt des Abkommens selbst läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß sämtliche Internierte, deren körperliche und geistige Gesundheit im allgemeinen um mindestens die Hälfte (50%) vermindert erscheint, ihrem Heimatstaat zurückgegeben werden sollen. Die Auswahl der zu Entlassenden geschieht durch Austauschkommissionen, die aus Ärzten der Schweizer Armee gebildet werden. Jeder Internierte hat das Recht und die Pflicht, sich der für seine Region bestimmten Austauschkommission vorzustellen. Internierte, die glauben, daß ihr Gesund-

heitszustand nicht richtig beurteilt wurde, können gemäß einer Verfügung des Armeearztes eine nochmalige Untersuchung durch eine zweite Kommission, die sogenannte Rekurskommission, beantragen. Die Bedingung der um die Hälfte verminderten körperlichen und geistigen Gesundheit erfährt in der Durchführung insofern eine Milderung, als alle ausgeheilten klinischen Tuberkulösen ohne Ansehen des gesamten Gesundheitszustandes rapatriert werden. Diese Maßnahme ist darauf zurückzuführen, daß vor allem für die tuberkulösen Kriegsgefangenen die Hospitalisierung meist eine Lebensfrage ist, es also vor allem gilt, in den Sanatorien für Lungenkranke und in den Höhenluftkurorten Plätze für die Neuinternierung frei zu bekommen. Die Durchführung des Abkommens ist in dem Bestreben, für eine möglichst baldige Fortsetzung der Internierung Platz zu schaffen, sofort in Angriff genommen worden. So konnten im Monat Juli bereits 967 deutsche Internierte, die aus französischer Kriegsgefangenschaft gekommen waren, nach Deutschland entlassen werden.

In diesen Tagen hat sich nun auch die englische Regierung dem Abkommen angeschlossen. Bereits vorher, in den Tagen vom 25. Juni bis zum 2. Juli dieses Jahres, hatten im Haag Verhandlungen zwischen Vertretern der deutschen und der englischen Regierung stattgefunden. Es war dies das erste Mal in diesem Kriege, daß Regierungsvertreter zweier feindlicher Mächte direkt miteinander unterhandelten, wengleich dieses vereinfachte Verfahren in früheren Kriegen öfters zur Anwendung kam, so im Krimkriege, wobei die Unterhandlungen über die Auswechslung von Kriegsgefangenen sogar die Friedensverhandlungen einleiteten. Die Hoffnungen in dieser Richtung, die ein Teil der neutralen Presse auch an die Verhandlungen im Haag anknüpfen zu dürfen glaubte, haben die neuen, mit einer bisher unerreichten Erbitterung geführten Kämpfe auch bei den größten Optimisten rasch zerfließen lassen; immerhin aber haben die Verhandlungen zu ersprießlichen Abmachungen geführt, von denen die wichtigste das menschenfreundliche Angebot der niederländischen Regierung ist, auch ihr Land der Unterbringung kranker und verwundeter Kriegsgefangener zur Verfügung zu stellen; und zwar von jeder Seite 8000 Kriegsgefangene zur Entlastung der Schweiz in Holland zu internieren. Dieses im Haag getroffene Übereinkommen hat nun durch den Anschluß Englands an das Abkommen betreffend die Rapatriierung von Internierten eine Erweiterung erfahren.

Es steht zu erwarten, daß die Durchführung der Rapatriierung der unter das Abkommen fallenden Internierten aus englischer Kriegsgefangenschaft in kürzester Zeit in Angriff genommen wird.

Wieder wird eine Anzahl deutscher Internierter die Fahrt ins liebe deutsche Vaterland antreten können und keiner wird sie undankbar

nennen, wenn sie strahlenden Auges Abschied nehmen, am wenigsten das Schweizer Volk. Denn gerade dieses Volk mit seinem starken Heimatgefühl, mit seiner übermächtigen Anhänglichkeit an die eigene Scholle, wird es am ehesten verstehen, was es für die Angehörigen einer der kriegführenden Nationen heißt, in dieser großen Zeit zurückzukehren in die Heimat, die lang verloren und in Tagen und Jahren bitterer Not so heiß ersehnt wurde. Gewiß wird jedem Internierten die Zeit, die er in der Wunderwelt der Schweizer Berge erleben durfte, für das ganze Leben in leuchtender Erinnerung bleiben und stets wird er sich mit heißem Dank daran erinnern, daß er der Hilfsbereitschaft des Schweizer Volkes seine Gesundheit, wenn nicht sogar das Leben verdankt. Für immer wird es seinem Gedächtnis eingepreßt sein, wie herzlich ihn in seinem Elend das Nachbarvolk aufgenommen hat, wie es alles tat, ihn in herzlicher Anteilnahme die Leiden der Kriegsgefangenschaft vergessen zu lassen und ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Aber das *ubi bene, ibi patria* einer dekadenten römischen Lebensphilosophie wird für den Deutschen der Gegenwart unverständlich sein. Trotz des belaglichen Lebens, das er als Internierter auf Schweizer Boden führt, geht seine Sehnsucht hinüber über Bodensee und Rhein und es wird sein Glück sein, mit den Seinen und mit seinem Volk das karge Leben des vierten Kriegswinters im blockierten Vaterland zu teilen. Ist es ihm doch dafür vergönnt, unmittelbaren Anteil zu haben an dem Geschehen dieser großen Zeit, sie wieder weiterleben zu dürfen inmitten seiner Brüder. Diese Sehnsucht ist es, die sein Drängen adelt.

Dahinter aber steht die Pflicht, die es keinem erlaubt, zu zögern, wenn ihm der Tag der Rückkehr offen steht. Denn er weiß, daß draußen im Feindesland, in Lazaretten und Barackenlagern viele Kameraden sich in Sehnsucht verzehren, daß auch ihrem Leid endlich ein Ende wird und es ihnen erspart bleibt, womöglich in feindlicher Erde ein Grab zu finden. Wie könnten gegen diese Überlegung kleine selbstsüchtige Interessen aufkommen; was könnten Familienrücksichten, was das Abwägen pekuniärer Vorteile, der Genuß an Wohlleben bedeuten gegen das gefährdete Leben der Kameraden. Dieser Gedanke ist auch für die deutsche Behörde bestimmend, etwaige Gesuche um Rückstellung von der Rapatriierung grundsätzlich abschlägig zu bescheiden.

Für manchen wird die neue doch leider auch wieder nur begrenzte Rapatriierung eine bittere Stunde bringen, in der eine langersehnte Hoffnung von neuem enttäuscht wird und von neuem eine Wunde aufgerissen wird, die auch auf Schweizer Boden nicht vernarbt war. Ihnen zum Trost, daß auch für sie vielleicht noch vor Kriegsende die Stunde der Heimkehr ins liebe deutsche Vaterland schlägt.

Das neue Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich über den Austausch bezw. die Internierung von Kriegsgefangenen.

Den Anstoß zu den neuen Verhandlungen, deren Ergebnis das nachstehende Abkommen darstellt, bot der Vorschlag der deutschen Regierung vom 19. April 1917, die Offiziere mit mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft in erster Linie Kopf gegen Kopf und Grad gegen Grad von Land zu Land auszutauschen und den übrigen Rest in der Schweiz zu internieren. Dieser Vorschlag wurde von der französischen Regierung abgelehnt. Darauf griff Deutschland auf den früheren Gedanken, wenigstens die Familienväter aus der Kriegsgefangenschaft zu entlassen, der bereits zu dem Versuch der Internierung von je 100 Familienvätern mit drei oder mehr Kindern geführt hatte, zurück und schlug den Austausch der Familienväter von über 40 Jahren ohne Rücksicht auf die Zahl vor.

In den aus diesem Vorschlag erwachsenen Verhandlungen einigten sich die deutschen und französischen Regierungsvertreter auf folgende Vereinbarung, die von der deutschen Regierung auch bereits ratifiziert ist, wogegen die Ratifizierung der französischen Regierung noch aussteht:

I. Offiziere.

Die Offiziere mit mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft sollen nicht zum Austausch von Land zu Land gelangen, sondern ausschließlich zur Internierung in die Schweiz.

II. Unteroffiziere und Soldaten.

a) Unteroffiziere und Soldaten, die das 48. Lebensjahr erreicht oder überschritten haben, sollen zum direkten Austausch von Land zu Land gelangen und zwar ohne Rücksicht auf Zahl und Grad unter der Voraussetzung einer mindestens 18 Monate dauernden Kriegsgefangenschaft.

b) Unteroffiziere und Soldaten mit mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft, die Familienväter sind, mindestens drei Kinder besitzen und das 40. Altersjahr erreicht oder überschritten haben, ohne in die Kategorie a) zu fallen, sollen zum direkten Austausch von Land zu Land gelangen, und zwar nach dem Grundsatz Kopf gegen Kopf und Grad gegen Grad; die Unteroffiziere bilden insgesamt eine einzige Kategorie. Soweit bei diesem Austausch die von einer Seite vorhandene Zahl erschöpft ist, werden die auf der andern Seite Verbleibenden ohne Rücksicht auf Grad und Zahl in der Schweiz interniert.

III. Weitere Bestimmungen.

Die für den direkten Austausch von Land zu Land geltenden Bestimmungen sollen auch bei den in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen in vollem Umfang zur Anwendung gelangen. Demnach würden in Zukunft automatisch auch diejenigen Internierten in ihr Heimatland rapatriert, welche in die Austausch Kategorien von Land zu Land fallen. Daneben sollen die jetzt schon bestehenden Rapatriierungstransporte weitergehen:

a) Für die aus Gesundheitsrücksichten zu Rapatriierenden nach den bestehenden Rapatriierungskategorien;
b) für die klinisch geheilten Tuberkulösen.

Diese Rapatriierungstransporte aus der Schweiz sollen automatisch monatlich fortbestehen.

IV. Die übrigen Bestimmungen betreffend die Rapatriierung, Internierung, Austausch bleiben aufrechterhalten, insbesondere behält sich die Schweiz vor, die Internierung im Rahmen der von ihr umgrenzten Aufnahmefähigkeit des Landes stoffweise durchzuführen; über diese Art der Durchführung entscheidet die Schweiz allein.

In der Erwartung der Ratifizierung des Abkommens durch die französische Regierung ist bereits folgender Transportplan in Vorschlag gebracht.

I. Direkte Transporte von Land zu Land.

a) Schwerverwundete und Schwerkranke wie bisher. Diese Transporte sollen erfolgen, sobald die für die Füllung eines Zuges notwendige Zahl von Schwerverwundeten und Schwerkranken von den Kontrollkommissionen bezeichnet worden ist.

b) Austausch der Unteroffiziere und Soldaten mit mindestens 18 Monate Kriegsgefangenschaft, Kopf gegen Kopf, Grad gegen Grad (alle Unteroffiziere eine Gradkategorie). Vom 1. September an wöchentlich 2 Transporte nach jeder Seite, pro Zug ca. 800 Mann.

In den ersten Transporten die Unteroffiziere und Mannschaften über 40 Jahre alt, ohne Rücksicht auf Zahl und Grad; diese Kategorie wird etwa 1000 Mann zu Gunsten von Frankreich ergeben.

Nach dem Abtransport der über 48 Jahre alten Kriegsgefangenen folgen in erster Linie alle Familienväter mit 3 Kindern und mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft und mit zurückgelegtem 40. Altersjahr. Wenn diese Kategorie auf der einen Seite erschöpft ist, so werden die auf der andern Seite Verbleibenden in der Schweiz interniert.

Nach den Familienvätern über 40 Jahre kommen alle Leute an die Reihe, deren Kriegsgefangenschaft vom Jahre 1914 datiert, wiederum mit Priorität der Familienväter unter 40 Jahre mit mindestens drei Kindern. Eine weitere Priorität soll der Dauer der Kriegsgefangenschaft zukommen; diese Priorität fällt besonders für die große Zahl der im Jahre 1914 kriegsgefangenen gemachten Franzosen in Betracht, so daß hier eine Staffelung nach Monaten angezeigt erscheint.

II. Transporte aus der Schweiz.

a) Rapatriierung aus Gesundheitsrücksichten nach den erweiterten Kategorien wie bisher, wöchentlich zwei Züge nach Frankreich und ein Zug nach Deutschland, von je ca. 500 Mann. Hierbei sind auch die klinisch geheilten Tuberkulösen zu berücksichtigen.

b) Die Rapatriierung nach den Austauschprinzipien, vom 15. August an wöchentlich zwei Züge zu je 800 Mann nach jeder Seite; soweit möglich Fußmärsche.

Zuerst würden die Leute mit zurückgelegtem 48. Altersjahr transportiert.

III. Transporte in die Schweiz.

a) Internierung aus Gesundheitsrücksichten wie bisher.
b) Internierung nach neuen Prinzipien:

1. Nichtkranke Offiziere mit mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft. Da im Interesse einer richtigen Organisation der Offizierslager in der Schweiz diese Neu-Internierung in möglichst kürzester Zeit vollzogen sein sollte, so sollten diese Transporte rasch hintereinander ausgeführt werden. Es kommen in Betracht ca. 1200 deutsche und 2800 französische Offiziere; die Transporte sollten in fünf Zügen aus Deutschland und zwei aus Frankreich in der Zeit vom 15. August bis 1. September ausgeführt werden.

2. In der Schweiz zu internierende Familienväter mit mindestens drei Kindern und mit zurückgelegtem 40. Altersjahr und mit mindestens 18 Monaten Kriegsgefangenschaft (überzählige nach dem Austauschabkommen). Es handelt sich um ca. 10000 französische Unteroffiziere und Soldaten, die vom 1. September an in wöchentlichen Zügen zu je ca. 800 Mann aus Deutschland transportiert werden könnten.

Zu diesen Vorschlägen hat die deutsche Regierung durch ihre Note am 6. August erklärt, daß ihrerseits die Vorbereitungen für die Durchführung beendet seien. Sobald die Ratifizierung des Abkommens so durch die französische Regierung vorliegt, kann mit der Durchführung begonnen werden und nach vierzehn Tagen der Austausch bezw. die Internierung einsetzen. R.

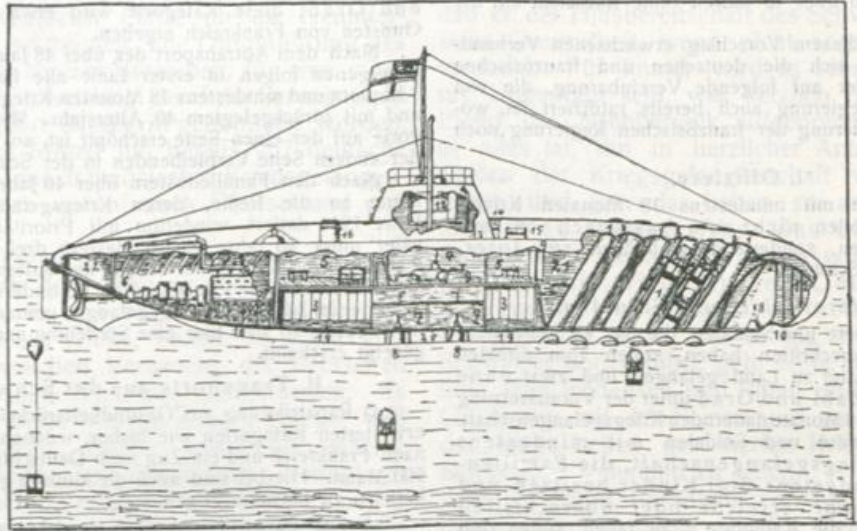
U-Boote und ihre Tätigkeit.

Von Bernhard Kluge, Heiden.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Turm erblickt man die kleine Plattform, die bei gutem Wetter — selbstverständlich nur bei Fahrt über Wasser — dem Kommandanten, dem wachhabenden Offizier und dem Rudergänger als Kommandostand Platz bietet. Von ihm gelangt man nach dem Bugraum, in dem sich die Torpedorohre und die stahlglaten, todbringenden Torpedos befinden. Außer dem

tauchen des Bootes wird durch Füllen und Leeren seiner Ballasttanks sowie durch die horizontalen Steuerruder bewirkt. Und zwar sind die Boote imstande, jede beliebige Tiefe mit einer der horizontalen nahezu gleichkommenden Genauigkeit zu halten. Die gesamten Vorbereitungen zum Untertauchen nehmen vom völlig ausgetauchten mit Motoren fahrenden Boot bis zur Tauchbereitschaft



Deutscher Tauchboot-Minenleger.

Die in der Figur angegebenen Ziffern haben folgende Bedeutung:

1. Minenrohre.
2. Preßluftflaschen.
3. Elektrischer Kraftsammler.
4. Zentrale.
5. Wohnraum.
6. Maschine.
7. Wasserballast.
8. Flutventile.
9. Tür.
10. Anker.
11. Kettenlast.
12. Turm mit Sehrohren und Teleskopmast.
13. Ventilator.
14. Boje mit Fernsprecher und Lampe.
15. Lotmaschine.
16. Hintere Luke.
17. Schalldämpfer.
18. Ölkasten.
19. Ballastkiel.
20. Sicherheitsgewicht.
21. Druck-Schott.
22. Hinterer Trimmerraum.

Torpedoraum trägt das Vorderschiff noch einige weitere Stahlkammern. Eine ist ebenfalls wie im achteren Schiff zugleich Wohn- und Maschinenraum; eine andere, das Reich des Kochs, birgt einen Puppenherd. Zwei winzige Kämmerchen dienen je zwei Offizieren und Deckoffizieren zum Schlafen und ein ebenso großes oder kleines Stübchen nennt der Kommandant sein eigen, welches vielleicht mit etwas anderer Farbe bemalt ist, aber sich durch nichts Wesentlicheres von dem der Mannschaften unterscheidet. Die Torpedos und die Granaten für die Schnellfeuerkanone liegen in jedem Raum herum, heißt es doch bei Antritt einer Fahrt sich bis zur Halskrause mit Munition zu versehen.

Bei näherer Betrachtung unserer U-Boote fallen uns die günstigen Wasserlinien des Außenkörpers auf. Der Außenkörper umhüllt den Innenkörper. Dieser enthält mittschiffs die Ballasttanks und vor und hinter diesen die für den Betriebsstoff vorgesehenen Behälter, die sich ganz der Form des Bootes anschmiegen. Das Tauchen und Auf-

nur wenige Minuten in Anspruch. Das Auftauchen erfolgt in der denkbar kürzesten Zeit. Äußerst günstig und sinnreich ist die Unterbringung des Brennstoffes, von dem große Mengen mitgeführt werden, so daß der Aktionsradius des deutschen Bootes verhältnismäßig groß ist. Namentlich die älteren Boote übertreffen die gleichaltrigen englischen darin erheblich. Die auf deutschen Booten eingebauten Maschinen zeichnen sich namentlich durch Betriebssicherheit aus, so das Frankreich, das noch immer nicht zur endgültigen Lösung dieser Frage gekommen ist, vor einigen Jahren Maschinen deutschen Ursprungs für eine Reihe seiner Unterseeboote bestellt hat.

Am Heck befinden sich die dreiflügeligen Schrauben aus Stahl und am Bug gähnen uns die verderbenspeienden Mäuler der Torpedolancierrohre entgegen. Bewunderung erregt die äußerst sinnreich erdachte Ventilationseinrichtung; 24 und noch mehr Stunden vermag das Boot mit Besatzung ununterbrochen unter Wasser zu bleiben.

Während durch seine hohe Überwassergeschwindigkeit der Aktionsradius bedeutend vergrößert wird, verbraucht das Unterseeboot unter Wasser viel elektrische Kraft bei bedeutend langsamerer Fahrt. Jeder der Besatzung aber weiß, daß diese Kraft vor allem dem Kampfe dient. Darum geizen auch alle, vom Kommandanten bis zum letzten der Mannschaft, so mit ihr. Sie frieren und darben wochenlang bei grimmiger Kälte, um im gegebenen Augenblick über genügend elektrische Energie für den Kampfwert zu verfügen.

Alles in allem kann Deutschlands Schiffsbau stolz sein auf dieses aus seinen Werften hervorgegangene Erzeugnis. So konnte es nicht ausbleiben, daß man vor dem Kriege im Auslande bald deutsche U-Boote verlangte. Rußland, Norwegen, Österreich-Ungarn und Italien machten Bestellungen und selbst die neuesten Typen unserer Feinde ähneln in vielen wichtigen Einrichtungen unseren Booten.

Bemerkenswert ist, daß das erste auf einer deutschen Werft erbaute U-Boot im russisch-japanischen Kriege Dienste tat, und nach dem Urteil des Inspektors des Unterseebootwesens

allen übrigen zu der Operation nach Wladiwostok entsandten Booten überlegen war. Und dabei war es nur ein Zwerg von 16 Tonnen.

Angesichts der Erfolge deutscher U-Boote im Vergleich zu den feindlichen U-Boot-Flottillen ist es angebracht, die Unterseebootsmacht der Entente zu prüfen. Die amtlichen und nicht amtlichen Angaben bis zum Ausbruch des Krieges geben ein einigermaßen richtiges Bild. Demnach hat England Anfang August 1914 etwa 80 Unterseeboote besessen, von denen allerdings ein großer Teil den veralteten A-, B- und C-Klassen angehört, die nur noch für die Verteidigung der englischen Küsten bestimmt und zum Befahren der hohen See kaum geeignet erscheinen. Namentlich die A-Klasse war aus dem ehemaligen Hollandtyp hervorgegangen und hat durch seine wiederholten Unglücksfälle von sich reden gemacht. Die Engländer waren fortgesetzt bemüht, den Tonneninhalt der Boote zu erhöhen, bis die neuesten Boote einen solchen von 1050 Tonnen aufwiesen. Im Frühjahr 1914 wurde der „Nautilus“ fertig, der 2000 Tonnen Wasserverdrängung und eine Überwassergeschwindigkeit von 21 Knoten haben soll. (Schluß folgt.)

Georg Jenatsch.

Versuch einer kurzen, geschichtlichen Darstellung von Emil Kast, Karlsruhe, z. Zt. Davos.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten sich die Österreicher unter ihrem Oberst Baldiron in Graubünden tätig ausgebreitet und ließen ihrer Willkür freien Lauf. Doch waren besonders die Prätigauer widerspenstiger, als es auf den ersten Blick den Anschein haben mochte. So sahen sich die Österreicher auf ihre Rekatholisierungsmaßnahmen hin in aller kürzester Zeit aus dem Prätigau verjagt. Ihre Widerstandsversuche scheiterten alle, und Österreich mußte erkennen, wie schwierig es sei, des einmal entfesselten Brandes Herr zu werden. An dieser Tatsache änderte auch nichts das treulose Verhalten der Oberbündner und Gotteshausbündner, denn die Aufständischen wurden von Venedig und Zürich unterstützt. Indessen war auch eine große Zahl der draußen auf dem Kriegsschauplatz im Reich kämpfenden Bündner zurückgekommen, unter ihnen Jenatsch. Diese Heimkehr hatte der Prädikant Janett durch seine persönlichen Bemühungen im Lager des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und bei Mansfeld ermöglicht. Nachdem die Besatzung von Chur kapituliert hatte, mußte Baldiron auch Chur räumen. Während man ringsum im Land daran ging, die alten Verhältnisse (wo es not tat, auch mit Gewalt) möglichst herzustellen, ließ man von der Vertreibung nicht ab, und ein Einfall Baldirons von Chiavenna her wurde unter Jenatsch glücklich vereitelt. Widerliche Rückschläge blieben leider nicht aus. Trotz der Kriegsmüdigkeit auf beiden Seiten setzten die Österreicher die Kämpfe fort, nicht ohne den Bündnern einen heuchlerischen Waffenstillstand vorzuspiegeln. Bald war das ganze Land wieder von Feinden überschwemmt, die Bündner zogen sich immer mehr zurück und lösten sich zuletzt ganz auf. Unglücklicherweise weilte Jenatsch in dieser Zeit auf Werbereisen fern von seinen Heerhaufen. Über den Scaletta drangen die Gegner vom Engadin her nach Davos, von da wälzten sich die Massen ins Prätigau, um den Bündnern den letzten Stoß zu versetzen. Jenatschs Dazwischenkunft änderte an der Niederlage nichts. Durch den Vertrag von Lindau kam das Bündnerland wieder ganz in die Macht Österreich-Spaniens, französische Proteste wurden einfach überhört. Zu allem Unglück wüteten eine verrohte Soldateska und

die Pest in gleich schrecklicher Weise in dem gequälten Lande. Nur die Unduldsamkeit der katholischen Gegner lastete nicht mehr ganz so sehr auf der Bevölkerung. Diese Milderung hinderte aber trotzdem viele Bündner nicht, wieder in die Eidgenossenschaft zu wandern. Jenatsch befand sich mit seinen treuesten Gefolgsmännern bald wieder in Zürich, wo er Gelegenheit fand, sich dem schon immer freundlich gesinnten Venedig durch persönliche Verdienste um dessen Vertreter in Zürich in gute Erinnerung zu bringen. Die von ihm betriebene Befreiung Bündens ging aber nicht so schnell vonstatten, wie er wohl erwartet haben mochte. Wir finden ihn im Frühjahr 1623 in Venedig. Der Grund seines Aufenthaltes ist nicht klar. Der Erfolg war jedenfalls der, daß Venedig ihm in der Folgezeit durch einen Bevollmächtigten ein ansehnliches Gehalt auszahlen ließ. Nach der Rückkehr wählte Jenatsch Zürich zu seinem Wohnsitz. Gerüchte wie das: Jenatsch sei wieder zu Werbezwecken in Davos aufgetaucht, waren insofern unhaltbar, als österreichische Soldaten, die zu seiner Gefangensetzung „furiosamente“ nach Davos abkommandiert waren, ihn nicht aufstöbern konnten.

In Österreich brachte das Jahr 1623 schon den Rückschlag. Frankreich veranlaßte zu seiner Vertreibung die Gründung der Liga zu Lyon, unterstützt von Venedig und Savoyen. Doch erst das nächste Jahr zeitigte größere Unternehmungen. Auf Veranlassung des französischen Gesandten Miron und des venezianischen Cavazza setzten die vertriebenen Bündner in Zürich eine Denkschrift auf, die dem König von Frankreich als Grundlage zu einer Intervention übermittelt wurde. Das Schreiben betonte dabei, der König sei durch den früheren Gesandten Queffier durchaus falsch über die bündnerischen Verhältnisse unterrichtet worden. Dazu arbeitete Jenatsch einen vollständigen Feldzugsplan aus. Als es aber ans Handeln gehen sollte, verhielt sich der König zur großen Verstimmung der Bündner zaudernd. Andererseits versprach auch Venedig nur, sich den französischen Maßnahmen entsprechend zu verhalten. Unterdessen wurden von Jenatsch und den

französischen Bevollmächtigten in Solothurn die letzten Vorbereitungen getroffen. Als man sich schon mitten in den Rüstungen befand, ließ der täglich erhoffte, endgültige Marschbefehl des Königs immer noch auf sich warten, und so schien das ganze Unternehmen in Frage gestellt. Endlich am 25. Oktober konnte trotz aller österreichischen Proteste bei der Eidgenossenschaft unbehelligt der Ausmarsch angetreten werden, d. h. zu Schiff ging es über den See, am 26. und 27. durchzog man Sargans, schon am 28. wurde die Klus (bei Landquart) besetzt. Die Folge war: Österreich räumte das Müntertal, die Grafschaft Bormio unterwarf sich, nur die Städte Bormio, Tirano und einige andere Plätze mußten mit Gewalt genommen werden. Schwierigkeiten bereitete die Eroberung des Gebietes um Chiavenna, und es ging dabei nicht ohne Rückschlag für die Bündner ab. Der Sommer brachte Waffenruhe, und erst als Pappenheim das spanische Oberkommando antrat, kam in die beiden Heere Bewegung. Unterdessen warb Jenatsch in der Eidgenossenschaft neue Truppen, mit denen er den Spaniern, die Chiavenna wiederzunehmen versuchten, eine Niederlage zufügen konnte. Das änderte freilich nichts an der allmählich einsetzenden Abneigung gegen Frankreich, das sich an seine Zusicherungen, die völlige Verwaltung der eroberten Gebiete durch die drei Bünde, durchaus nicht hielt. Dazu kamen Epidemien unter den Truppen, die die allgemeine Zuversicht auch nicht festigten. Frankreich verständigte sich sogar mit Spanien mit dem Ergebnis, daß die drei Grafschaften dem Papst anheim gegeben wurden. Dem Stimmungsumschwung unmittelbar Ausdruck zu verleihen, ging nicht, weil sämtliche Truppen im Land blieben und sich erst im Frühling 1627 auflösten, wobei Jenatsch allerhand mißliche Schwierigkeiten durchmachen mußte, die ihn zwingen, noch längere Zeit um seine persönliche Sicherheit besorgt zu sein.

So sah man sich in der Folge in Bünden nach einer andern stützenden Macht um, die man in Österreich zu finden glaubte. Wenigstens konnten sich die acht Gerichte und das Veltlin wieder mit Bünden vereinigen, wenngleich Österreich in diesen Landstrichen die Oberaufsicht sich vorbehielt. Jenatsch weilte während dieser Abmachungen fern der Heimat, die mit seinen Beziehungen zu Venedig damals gar nicht so sehr einverstanden war. Als er im Sold Venedigs Truppen angeworben hatte und diese durch Bünden als auf dem kürzesten Wege in die Republik führen wollte, da machte man ihm die größten Schwierigkeiten. Er wurde samt andern Werbemännern schließlich nach Chur zur Verantwortung geladen, witterte aber Verrat und erschien nicht, was ihm eine strenge Bestrafung eintrug, zumal er erneuten Stellungsbefehlen keine Beachtung schenkte. Doch kam es zu keiner Strafvollstreckung, besonders weil Jenatsch auch unter den Mitgliedern der Bündner Regierung immer mehr Anhänger fand und ihm der Gesandte Frankreichs öffentlich Schutz gesichert hatte. So gingen die Werbungen an sich mehr oder minder unangefochten zu Ende, aber neue Schwierigkeiten stellten sich in großer Zahl ein, als die Veltliner ihre Pässe zum Durchbruch durchaus nicht frei geben wollten und Venedig seinerseits aus unbekanntem Gründen unpünktlich in der Auszahlung der Werbegelder und Löhnungen wurde. Vielleicht ging das Unternehmen leichter vonstatten, als Jenatsch persönlich beim Gesandten in Zürich Einspruch erhob, jedenfalls im Jahre 1629 ist er in Venedigs aktive Truppenmacht eingetreten. Von seinem Aufenthalt dort ist besonders bemerkenswert, daß er aus politischen Gründen (man warf ihm geheime Beziehungen zu dem Wiener Hof vor) gefangen gesetzt wurde. Erst die Fürsprache der Bündner und des französischen Generals Coeuvres ermöglichten seine Freilassung. Wohl zur öffentlichen Anerkennung seiner Schuldlosigkeit wurde ihm die jährliche Pension von 300 Dukaten zugestanden.

In der Zwischenzeit waren kaiserliche Regimenter unter bekannten Generälen, wie Callas, Altringer u. a. in Chur eingezogen, die nach Italien abkommandiert waren. Im allgemeinen hielten sie sich in guter Disziplin. — Rudolf von Planta meinte nun, seinerseits ein übriges tun zu müssen und begann wieder mit Hetzereien gegen die Protestanten. Das kostete ihn beinahe das Leben, kam

es doch zu neuen Aufzügen, gegen die auch die Österreicher keine allzu großen Erfolge erzielten. Freilich Jenatsch zog es vor, zur Sicherheit und, um größere Möglichkeit zu haben, in Venedigs Interesse tätig zu sein, sich in St. Gallen anzusiedeln. In dieser Zeit widmete sich Richelieu, der Leiter der französischen Politik, wieder eingehender der bündnerischen Angelegenheit. Ja, es kam soweit, daß vorübergehend der Herzog Rohan in Chur als oberster Feldherr weilte, aber zugleich mit seiner Zurückberufung vollzog sich auch eine Verminderung der bündnerisch-französischen Truppenzahl. Dieser Zustand dauerte nur kurz, denn aus Gründen der Sicherheit hielt es Frankreich doch für geraten, seine Truppen unter Rohan wieder auf die alte Stärke zu bringen. Da sich die Franzosen aber ziemlich übel aufführten, so nahm die bündnerische Zuneigung mehr und mehr ab, man liebäugelte wieder mit Venedig, ohne freilich etwas Greifbares zu erreichen. Diese trübe, undurchsichtige Lage nutzte Spanien zu seinen Zwecken aus, um zu versuchen, ob nicht etwas zu seinen Gunsten geschehen könne. Es ist ziemlich sicher, daß sich Jenatsch auch diesem Gedanken nicht verschloß, wie er denn gerade in diesen Monaten eine ganz außerordentliche diplomatische Geschicklichkeit zu zeigen begann. Aber auch von spanischer Seite geschah noch nichts Folgenreiches. Jenatsch erhielt vielmehr von Frankreich den Auftrag, den immer schärfer gewordenen Gegensatz zwischen den evangelischen Bündnern und den eingewanderten Bündnern zu schlichten. Das war eine sehr undankbare Aufgabe, bei der sich Jenatsch auf beiden Seiten Haß zuzog. Alle Sympathien bei den Protestanten verlor er durch seinen Übertritt zu der alleinigmachenden Kirche 1635. Aus Politik, nicht aus innerer Überzeugung hat er ihn vollzogen. Ihm selbst genügte wie Wallenstein die Astrologie. Das Ergebnis war, daß er aus der Liste der gewesenen Prädikanten gestrichen wurde.

Das Jahr 1635 brachte den Franzosen draußen auf dem Kriegsschauplatz im Reich Erfolge, die ermöglichten, daß etwas in der bündnerischen Sache geschah. So marschierten die vereinigten Franzosen und Bündner unter Landes Oberkommando in die Grafschaft Bormio, die sich wohl oder übel fügen mußte, denn lieber hätte sie mit Österreich-Spanien gemeinsame Sache gemacht. Kurz darauf zog Rohan das Rheintal vom Elsaß herauf und bog ins Veltlin ab. Der gemeinsame Erfolg war eine durchaus unblutige Besetzung der drei von Bünden abgefallenen Grafschaften. Aber damit gab sich Österreich natürlich nicht zufrieden. Rohan, der das kommen sah, traf seine Maßregeln. Jenatsch und andern fiel die Aufgabe zu, das Unterengadin zu schützen, während Rohan sein Quartier je nach Erfordernis zwischen dem Veltlin und dem Oberengadin, dem Hauptkonzentrationspunkt seiner Truppen wechselte. Wenn die Rohanschen Truppen jetzt auch auf der Nordseite den Druck der Kaiserlichen fürchten mußten, und von Süden her ein Anmarsch der Spanier durchaus möglich war, so konnten sie sich doch aus dieser Schlinge ziehen, weil die Kaiserlichen auf eine Schlappe hin zurückwichen, und die Spanier nicht wagten, ohne die Kaiserlichen Rohan die Stirne zu bieten. So war der Erfolg bei den Bündnern, die aber trotzdem in der folgenden Waffenruhe wieder um ihn betrogen wurden. Im Spätjahr gingen die Kämpfe von neuem an, dank der Saumseligkeit der Spanier wieder günstig für die Bündner, die freilich selbst nur in geringer Zahl an der entscheidenden Schlacht teilnahmen: ihre Hauptmacht mußte unter Jenatsch Bormio und den Rücken der Franzosen schützen. Frankreich hatte durch diese Kämpfe sein Ziel: Öffnung des direkten Weges nach Mailand, erreicht. Das sollte auch sofort ausgenützt werden, indem französische Truppen aus der Richtung Mailand nordwärts rückten, denen entgegenzuziehen Rohan Weisung hatte. Alles wäre so für Frankreich schön und gut gewesen, hätten nicht die bündnerischen Verhältnisse, die sich in anti-französischer Stimmung recht unangenehm bemerkbar machten, des Herzogs Dortsein dringend gefordert.

(Schluß folgt.)

AUS DEN GEFANGENENLAGERN



Meine Fahrt auf einem Hospitalschiff.

Von Major B. in Gersau.

I. Vom Fort Barraux nach Toulon.

Es ist Freitag abend. Die Offiziere im Fort Barraux sind zum Abendappell angetreten. Ich sitze allein in meinem Zimmer. Plötzlich tritt der diensttuende französische Sergeant ein und befiehlt mich auf das Büro des Kommandanten. Zu solch später ungewohnter Zeit? Das muß

alles gepackt. Mit Bangen und Neugierde wird der Morgen, der 21. April, erwartet.

Der Vormittag vergeht. Das Gepäck geht in aller Frühe ab. Wir warten. Endlich gegen Mittag trifft ein geräumiges, schönes Sanitätsauto aus Grenoble ein. Wir werden von den Kameraden beglückwünscht: es geht in die Schweiz, nach Lyon zum Austausch. Wir winken dankend für solche schönen Aussichten ab und betonen stets unsere Meinung von einer besondern Verwendung. Endlich gegen 2 Uhr nachmittag



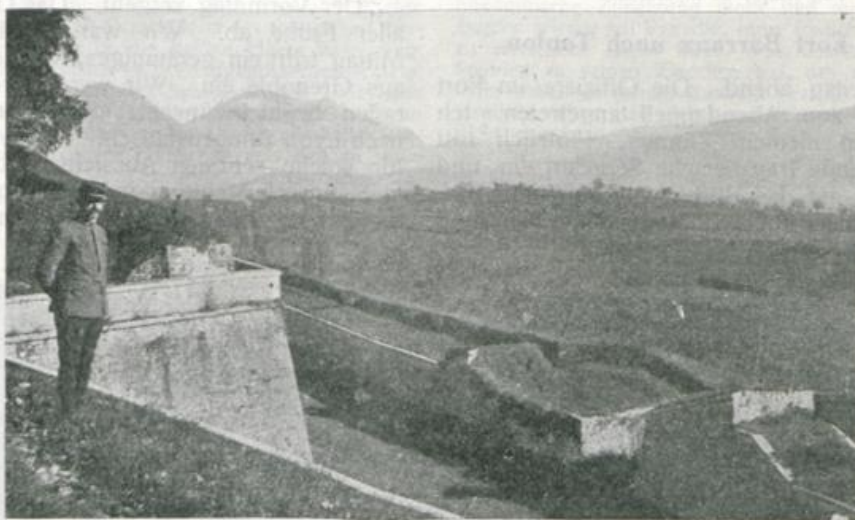
Fort Barraux, Eingang mit französischer Wachmannschaft.

eine besondere Veranlassung sein. Ich ziehe mich rasch um und gehe in Begleitung eines Postens zum Kommandanten. Meine Ahnung, daß eine besondere Veranlassung vorliegen müsse, findet beim Anblick der dort versammelten Offiziere: Hauptmann Freiherr von Gleichenstein, Oberleutnant Graf Schweinitz, Leutnants Graf Strachwitz und von Bülow ihre Bestätigung. Diese Auswahl unter den kriegsgefangenen Offizieren im Fort Barraux und ich der einzige Stabsoffizier, das bedeutet: Repressalien. Befehl: Sofort einpacken, Mitnahme von nur 30 kg Gepäck, Rest bleibt hier. Abreise morgen vormittag. Wohin? ~~Mit der den französischen Behörden stets zugehörigen Geheimjustiz wird diese unsere Frage nicht beantwortet.~~ Gegen Mitternacht ist

Abfahrt, beneidet von den zurückbleibenden Kameraden. Ein letzter Gruß, ein letztes Winken — das Kehltor öffnet sich, die Brücken werden überschritten und hinaus geht es in die lachende Frühlingswelt. Herrlich grüßt uns das Gebirge, das bei der stets in Windungen geführten Straße sich in beständig wechselnden Bildern zeigt, in Blüte prangen die Gärten der vielen eng gebauten und malerischen Ortschaften, überall auf den Feldern herrscht reges Leben. Bald entschwindet der majestätische Anblick des Mont Blanc, zur Linken breitet sich das reiche Tal der Isère aus, zur Rechten erheben sich die Berge der Alpilles. Mehr als eine geballte Faust droht uns Insassen des Autos, manches Schimpfwort dringt beim Durch-eilen der Dörfer an unsere Ohren. Wir lachen

– das Gefühl, wieder Natur zu sehen und Erlebnissen entgegenzugehen, herausgerissen zu sein aus dem stumpfen Einerlei im Hofe des Forts, überwiegt bei uns alle andern Gedanken an die bevorstehende Zukunft. Die 80 km große Entfernung Barraux-Grenoble ist bald überwunden. Wir durchqueren die Stadt bis zum Bahnhof, finden für einige Stunden Unterkunft in dem allen den Bahnhof Grenoble berührenden Kriegsgefangenen wohlbekanntem Wanzenwachlokal und

fahrt fahren wir an Kriegsschiffen und mächtigen Hospitalschiffen, die durch ihren weißen Anstrich mit grünem Band und ihrem roten Kreuz auf den Schornsteinen und am Back- und Steuerbord sich weithin als solche verkündigten, vorbei. Das große Getriebe im Hafen und auf den Werften zog uns an, der ganze von der Natur bevorzugte Hafen und die prächtige Umgebung nahm unsere Augen gefangen. Anamiten, Madagassen, alle Kolonialvölker Frankreichs arbeiteten oder



Fort Barraux, der äußere Wall.

steigen dann in den Zug Richtung Valence. Also nichts mit Lyon! Wohin? Keine Antwort durch das Begleitpersonal. Eine herrliche Fahrt. Abends in Valence. Auch hier zum Esseneinnehmen Unterkunft in ähnlich schönem Raum wie in Grenoble. Dann sehr bequeme Unterbringung in dem Expreßzug Paris-Lyon-Marseille. Der Zug rast durch die Nacht. Um 1 Uhr vormittags Ankunft in Marseille. Dort treffen wir in einer Holzbaracke Offiziere als Leidensgenossen aus allen Südlagern. Ein Begrüßen, ein Fragen. „Ja, wissen Sie denn nicht, wir alle kommen als Geiseln auf Hospitalschiffe.“ Nun war das Rätsel dieser plötzlichen Fahrt gelöst.

Gegen 4 Uhr vormittag — Sonntag — Abfahrt nach Toulon. Südliche Vegetation umgibt uns: Palmen, mächtige Eukalyptus, Aloen, von Zeit zu Zeit öffnet sich dem beglückten Auge der Ausblick auf das blaue in der Morgensonne blitzende und glitzernde Meer. Um 7 Uhr vormittags Einfahrt in Toulon. Dort Empfang durch ein Aufgebot Gendarmen, Verstauen in geschlossene Wagen aller Art bis zum „Zeiserwagen“. Fahrt zum Marinearsenal und dann Verladen auf einen Leichter, der uns über den Hafen in das Hospital St. Mandrier brachte. Bei der Über-

wachten für Frankreichs Sicherheit, leider waren aber auch viele deutsche Kameraden in den Kohlenschuppen und bei dem Beladen der Schiffe zu sehen.

Hospital St. Mandrier! Eine Krankenbaracke nahm uns 50 Offiziere auf, Bett an Bett, alle sauber, reihten sich in dem einen Saal, während in dem andern in primitiver Weise für Einnahme der Verpflegung und für den Aufenthalt während des Tages gesorgt war. Nur zwei Stunden durften wir im Freien, das heißt in einem zirka 15 m langen, 5 Meter breiten sandigen Vorhof, zubringen. Alles Gepäck, mit Ausnahme des für den täglichen Bedarf nötigen, war uns abgenommen worden; wollte man sich aus seinem Koffer einen Gegenstand holen, oder durfte man in den überraschend schönen und sauberen Badezimmern ein Bad nehmen, so begleiteten mindestens drei Wachmannschaften mit drohend aufgepflanztem Seitengewehr die Offiziere zu zweien oder dreien. Und doch wie überflüssig war diese strenge Bewachung! War doch jeder von uns von dem Augenblicke an, in dem die Admiralität uns die Verwendung als Geiseln auf Hospitalschiffen dienstlich verkündigte, stolz, auserwählt zu sein, und sich bewußt, daß bei einem Flucht-

versuch ein anderer Kamerad an Stelle des Flüchtlings gesetzt werden würde. Unser berechtigter Stolz und die Kameradschaft hätten jeden Offizier allein schon an einem Fluchtversuch gehindert. Trotz dieses Hinweises in einer Eingabe an die Admiralität blieb die deutsche Denkungsart unverstanden und die strenge Bewachung aufrechterhalten. Sehr schade, denn eine Benutzung des an Palmen und andern tropischen Bäumen reichen Hospitalgartens würde bei der herrschenden Hitze der letzten Apriltage eine Wohltat für uns alle gewesen sein.

Endlich schlug am 26. April die Entscheidungsstunde. Mit strengsten Vorsichtsmaßregeln verstaute man uns erneut auf einer Pinasse und verbrachte uns in Gruppen von zehn bis zwölf Offizieren auf verschiedene Hospitalschiffe. Mich brachte mit neun andern Kameraden, meist aus den Lagern Notre Dame de Mougères, Uzès und

Carcassonne, das Los auf den ca. 15000 t Dampfer Hospitalschiff André Lebon, im Frieden Passagierdampfer der messageries maritimes. Auf diesem Dampfer waren bis Saloniki noch 20 andere Kameraden untergebracht, die erst im dortigen Hafen auf die bereits dort liegenden Hospitalschiffe Bien Hoa und La Fayette als Geiseln übergangen.

(Fortsetzung folgt.)

Zufrieden.

Immer tiefer sinkt der graue Schleier über alle Sorgen.
Immer größer wird das blaue Auge: junger Sommermorgen.
Grub die Schaufel bis zum Abend,
Hält sie endlich einmal Rast.
Und gesegnet ist, was grabend
Gerne du vergraben hast.
Trägst du auch den Klumpen Erde
Schwer und mühsam unterm Schuh:
Selig, wer die Schmerzgebärde
Schweigend lächeln kann wie du.

H. Eickmann, Kriegsgefangener, Port Talbot (England).



Davos.

Am 24. Juli ist der von allen Internierten hochgeschätzte Rektor Kalb in die Heimat abgereist. So sehr wir dem trefflichen Manne die Rückkehr in das Vaterland zu seinen Angehörigen und zu seiner Schule gönnen, so sehr bedauern wir den Verlust, den das Internierten-Bildungswesen in Davos durch seinen Fortgang erlitten hat.

Rektor Kalb, der auf der Rückkehr von einer Ferienreise nach Spanien in französische Gefangenschaft geriet, wurde im Juli 1916 nach der Schweiz ausgetauscht. In Davos angekommen, widmete er bald seine große Lehr-erfahrung, seine reichen Kenntnisse, sein vorzügliches organisatorisches Talent und seine unverwüsthliche Arbeitskraft den verschiedenen Kursen zur weiteren Ausbildung der Internierten, die von Herrn Direktor Dr. Bach hier eingerichtet worden waren. So war er im Abiturienten-, im Einjährigen- und im Handelskursus mit großem Erfolg tätig. Besonders viel hat ihm die Einjährigengruppe zu verdanken, die Anfang Juli ihre Prüfung gemacht hat. Hier gab er einen großen Teil des Unterrichts, er lehrte in Deutsch, Physik und Geographie. Allen, die das Glück hatten, seine Schüler zu sein, werden die Unterrichtsstunden bei Herrn Rektor Kalb unvergesslich sein. Von der ersten bis zur letzten Minute verstand er, das Interesse seiner Schüler zu fesseln; seine Erfahrungen, sein reiches Selbsterleben, das er zum Teil durch seine Reisen nach vielen Gegenden Europas und darüber hinaus erworben hat, verliehen seinem Worte große Anschaulichkeit; meisterhaft wußte er immer das Begriffliche herauszuheben und das Erarbeitete für das Leben fruchtbar zu machen. Seine ganze Art aber war verschönt von einer seltenen Herzengüte und einem prächtigen Humor, so daß das Arbeiten unter ihm für jeden eine Lust und eine Freude war. Was Wunder, daß seine hiesigen Kollegen und die lernbegierigen Davoser Internierten diesen Mann besonders in ihr Herz geschlossen haben und die Hoffnung hegen, es möchte ihm gestattet werden, nach kurzer Abwesenheit nach hier zurückzukehren, um auch fernerhin seine reichen Gaben in den Dienst der hiesigen Interniertenbildung zu stellen. Doch sollte dieser Wunsch auch nicht in Erfüllung gehen,

seine Mitarbeiter werden ihm ein treues Andenken und stete Dankbarkeit bewahren. Auch die Schriftleitung der Int.-Ztg. verliert in Rektor Kalb einen der getreuesten Mitarbeiter, und sei auch von ihr an dieser Stelle nochmals der herzliche Dank für seine treffliche Unterstützung ausgesprochen.

Am 28. Juli kamen etwa 60 Internierte aus Frankreich gegen 5 Uhr nachmittags auf dem Bahnhof Davos-Platz an. Sie wurden von den Vertretern des deutschen Klubs, von hier internierten Offizieren und von zahlreich herbeigeströmten Kameraden herzlich begrüßt. Auf die verschiedenen Häuser verteilt, wurden sie von ihren Kameraden, von denen viele unter den Angekommenen alte Bekannte getroffen hatten, in ihr neues Heim geleitet. Manch einer mußte jedoch gefahren werden. Überhaupt waren die Leiden und Entbehrungen der Gefangenschaft auf den bleichen Gesichtern und in der abgerissenen Kleidung nur zu deutlich ausgeprägt. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß das herrliche Davoser Klima, die gute Verpflegung und die Kunst der hiesigen Ärzte ihnen Gesundheit und Lebensfreude wiedergeben möge.

Internierten-Handelsschule Chur.

I. Allgemeines.

1. Als Schüler werden nur deutsche und österreich-ungarische Militär- und Zivilinternierte aufgenommen, und zwar:
 - a) solche mit Volksschulbildung, die ihren Beruf wechseln müssen und in den Bürodienst eintreten wollen,
 - b) junge Handlungsgehilfen oder Büro- und Hotelangestellte, die gewerbliche oder kaufmännische Fortbildungsschulen zu Kriegsanfang besuchten und ihre Ausbildung im kaufmännischen Beruf fortsetzen wollen,
 - c) ältere Praktiker, die ihre theoretischen Kenntnisse auffrischen und erweitern wollen.
2. Den Bedürfnissen dieser drei Kategorien entsprechend, bietet die Schule elementare Fächer, wie Deutsch, Rechtschreibung und Grammatik, Schönschreiben, Rechnen, Einführung in Stenographie und Maschinenschreiben und speziell kaufmännische Fächer, wie Handels-

betriebslehre, Korrespondenz, kaufmännisches Rechnen, Wechsel-, Scheck- und Handelsrecht, Buchhaltung, Stenographie (beide Systeme) für Fortgeschrittene und Sprachen.

3. Da es bei der Verschiedenartigkeit der Schüler nicht möglich ist, zwei völlig von einander getrennte Anfänger- und Fortgeschrittenenkurse einzurichten, wird für jeden Schüler seiner Vorbildung und seinen späteren Zielen entsprechend ein individueller Stundenplan von dem Leiter der Schule ausgearbeitet unter weitgehendster Berücksichtigung der persönlichen Wünsche, nur mit der Beschränkung, daß einige Fächer, wie Volkswirtschaft, Bürgerkunde, Geographie und Wechselrecht obligatorisch sind und mindestens 16 Wochenstunden belegt werden müssen.



Holländische Militärkommission in der Schweiz zum Studium des Internierungswesens.

4. Der erste Kursus ist auf sechs Monate berechnet (April bis September). Es ist eine Trimester- und eine Abschlußprüfung vorgesehen, auf Grund deren ein von der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft beglaubigtes Abschlußzeugnis ausgestellt wird.

Daran anschließend wird ein Fortbildungskursus für die Teilnehmer des ersten Kursus, besonders in Sprachen, kaufmännischem Rechnen, Betriebslehre, Handels- und Konkursrecht gebildet, über den ebenfalls ein Zeugnis ausgestellt wird.

Am 1. September beginnt ein neuer Anfängerkurs.

5. Die einmal angemeldeten Schüler dürfen während des Semesterkurses sich nicht um andere Beschäftigung bewerben oder wegen einer angebotenen Stelle die Schule verlassen.

6. Der Unterricht ist Dienst und muß als solcher regelmäßig besucht werden. Nur Krankheit entschuldigt. Hausaufgaben sind gewissenhaft zu erledigen.

7. Die Anmeldung erfolgt durch ein auf dem Dienstwege an Herrn Prof. Dr. Woltereck, Bern, Effingerstr. 6 a zu richtendes Gesuch. Kann der Anmeldung stattgegeben werden, so wird dem Gesuchsteller mitgeteilt, daß seine Versetzung nach Chur beantragt worden ist.

8. Unterricht und Lehrmittel sind unentgeltlich.

II. Organisation.

Der Stundenplan umfaßt folgende Fächer:

	Stunden wöchentl.
1. Deutsch	2
2. Rechnen und kaufmännisches Rechnen je	2
3. Stenographie (System Stolze-Schrey) für Anfänger und Mittelstufe je	2
4. Stenographie (System Gabelsberger) für Anfänger und Mittelstufe je	2
5. Stenographie (System Stolze-Schrey) für Fortgeschrittene	2
6. Maschinenschreiben	2
7. Buchhaltung (einfache und doppelte) je	2
8. Wechsel- und Handelsrecht je	2

9. Handelsgeographie	2
10. Volkswirtschaft (Anfänger u. Fortgeschrittene) je	2
11. Bürgerkunde	1
12. Handelsbetriebslehre	1
13. Handelskorrespondenz (deutsch, franz., engl.) je	2
14. Französisch für Anfänger	2
15. Französisch für Fortgeschrittene	2
16. Englisch für Anfänger	2
17. Englisch für Fortgeschrittene	2
18. Spanisch für Anfänger und Fortgeschrittene je	2
19. Zierschrift	2
20. Schönschreiben	1
21. Kaufmännischer Gerichtsverkehr	2

Anm.: Italienisch, Russisch und Arabisch, die mit je zwei Wochenstunden als fakultative Fächer vorgesehen sind, konnten wegen Mangel an Teilnehmern noch nicht betrieben werden.

Chur, 4. Aug. 17.

Der Leiter der Schule:
Dr. Krug.

Fachschule für Gas, Wasser, Elektrizität in Walzenhausen.

In Walzenhausen (Region St. Gallen-Appenzell) sollen Kurse eröffnet werden zur technischen Weiterbildung von Handwerkern (Schlossern, Mechanikern usw.) im Gas- und Heizungswesen.

Es ist eine zweifache Unterweisung vorgesehen.

1. Theoretisch und praktisch (entsprechend dem Lehrgang der Gasmeisterschule in Cöln. Von den Teilnehmern an diesem Kursus werden dieselben Leistungen verlangt wie in der Heimat, damit die Anrechnung der Walzenhausener Schulzeit auf die Ausbildungsdauer einer Heimatschule von hier aus erwirkt werden kann.

2. Praktisch. Wer die längere Zeit einer Fachmittelschule nicht durchmachen will, findet Gelegenheit zu rein praktischer Berufsförderung.

Die praktische Unterweisung wird umfassen: Legen von Leitungen, Anbringen von Gasverbrauchern, Montieren einfacher elektrischer Apparate, Einbau von Heizungs- und Lüftungsanlagen, Konstruktion von Apparaten und Motorenbedienung.

Zur Gestellung der notwendigen Apparate und Maschinen haben verschiedene Industrierwerke ihre Unterstützung freundlichst zugesagt.

Die nötigen Lehrmittel (Reißbretter, Reißzeug, Reißmaschine, Winkel, Lehrbücher, Schreib- und Zeichensachen) werden von der Gefangenen-Fürsorge in Bern zur Verfügung stehen.

Die Dauer des ersten Kursus ist angesetzt vom 15. August bis Mitte Dezember.

Für Teilnehmer am theoretisch-praktischen Kurs ist eine abgeschlossene Lehrzeit Vorbedingung. Die Meldung zur Teilnahme an einem der Kurse ist umgehend auf dem Dienstwege einzureichen (vergl. „Mitteilungen“ der Gesandtschaft). Der Meldung ist beizufügen ein kurzer selbstverfaßter und geschriebener Lebenslauf mit Angabe der schulmäßigen und praktischen Vorbildung, gegebenenfalls praktischer Berufstätigkeit. Über die Zulassung zur Teilnahme geht jedem Bewerber persönliche Mitteilung zu.

Die mannigfache Verwendung des Gases in Küche, Haushalt und Gewerbe, die vielfachen Verwertungsmöglichkeiten sämtlicher Lehrgegenstände geben den Teilnehmern der Walzenhausener Kurse für die Friedenszeit Aussichten auf Weiterkommen in Haupt- oder Nebenberuf, zumal es an wirklich durchgebildeten Arbeitskräften auf den genannten Gebieten schon vor dem Kriege gefehlt hat. Kriegsbeschädigten eröffnet sich die Möglichkeit zu Nebenberuf.

Zur Vermeidung von Unklarheit sei besonders hervorgehoben: Es handelt sich in Walzenhausen in keiner Weise um ein Nebenunternehmen der Technischen Schule in Zürich. Die besondere Abgrenzung und Zielsetzung des Unterrichts in Walzenhausen wird sich noch deutlicher als in dieser Mitteilung demnächst aus dem eingehenden Lehrplan ergeben.

Waldstatt.

Ausflug nach dem Wildkirchli und dem Seealpsee.

Als Fortsetzung der Ausflüge im Sommer 1916 nach der Hundwiler Höhe, dem Hohen Kasten und Säntis unter Führung unsres dirigierenden Sanitätsoffiziers, Herrn Hauptmann Dr. Frösch, wurde dieses Jahr von 20 Internierten des Kurhauses „Hirschen“ Waldstatt ein Ausflug nach dem Wildkirchli und Seealpsee unternommen. Bei nicht ganz klarem Wetter gings mit der Appenzellerbahn über Urnäsch, Gonten nach Appenzell. In Gonten konnten wir die dort untergebrachten Zivilinternierten begrüßen. Mit Ausnahme

Ist auch das Haus nicht riesengroß, —
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

Gegrüßt sei Eure Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg!
Es ist mir wenig hoch genug,
Hier stand ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herr'n im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.



Wildkirchli.

von vier Kameraden mit Beinschüssen, welche die Säntisbahn bis Wasserauen benützten, begannen wir unsere Fußwanderung. Unser Weg führt durch Wiesen mit üppigem Graswuchs; das dort weidende Vieh ist eine Zierde des Appenzellerlandes. Vor uns liegen die äußersten Vorposten der südlichen Kette des Alpsteingebietes. Leider wird nur von Zeit zu Zeit ein Gipfel frei. Der „Kamor“ (1750 m) und „Hohe Kasten“ (1799 m) grüßen als alte Bekannte. Unmittelbar vor uns liegt der „Alpsiegel“ mit seinen Steilabhängen, ihm zur Rechten der „Marwies“. Nach Passieren von Weißbad, am Zusammenfluß von Schwendi-, Brüll- und Weißbach, beginnt der Aufstieg auf einem guten Wege, am Ruhsitz vorbei, nach dem „Wildkirchlein“ (1477 m). Vereinzelt lag an geschützten Stellen noch der Schnee. Die sonst so genußreiche Aussicht vom Wildkirchlein war leider beschränkt. Nur ab und zu zeigt sich ein Berggipfel in seiner ganzen Pracht.

Im Wildkirchlein wird im Jahr drei- bis viermal für die Sennen Gottesdienst abgehalten. Bekannt ist das Wildkirchlein in weiten Kreisen durch die stattgefundenen Ausgrabungen. Die prähistorische Station Wildkirchli ist nicht nur die höchst gelegene der altsteinzeitlichen Urmenschen in Europa, sondern auch die älteste, bis jetzt bekannte vorgeschichtliche Niederlassung des Menschen in der Schweiz. Der Alpsteinklub hat hier auch den Dichter Schöffel durch ein wohl gelungenes Denkmal geehrt. Hier im Wirtshaus „Aescher-Wildkirchli“ hat Jos. Viktor v. Scheffel den Ekkehard vollendet. Im gleichen Wirtshaus haben wir uns durch ein kleines Frühstück gestärkt. Beim Aufbruch erhielt jeder ein Gedenkblatt.

Abschied vom Wildkirchli.

Von Jos. Viktor v. Scheffel.

(Ins Fremdenbuch eingeschrieben.)

Bhüet Gott, mein lieber Aescherwirt,
Bhüet Gott, du brave Frau:

Wie war bei euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da,
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und käm ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Qualm,
Und zög als Appenzellersenn
Zum Aescher auf die Alp.

Dies Liedel sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg und Qual, —
Als wie ein Geißbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Tal.

Wir taten ebenso und machten uns fröhlich an den Abstieg zum „Seealpsee“ (1143 m). Hier wurden wir schon sehnsüchtigst von den vier Kameraden erwartet. Die Sehnsucht bezog sich weniger auf uns als auf den gemeinsamen Proviant, den wir bei uns hatten. Unser Hotelwirt, Herr Uhl, hatte für ein reichliches Mittagessen Sorge getragen. Nach einer Mittagspause gings um den See herum. Auf allen Seiten streben mächtige Felswände und Rasenhänge himmelwärts. Von unten grüßten wir noch einmal das Wildkirchlein und dann gings im Sittertale auf der Landstraße nach Appenzell zurück. Zur Besichtigung Appenzells war für diesmal keine Zeit. Vom Zuge aus genossen wir jetzt bei vollständig klarem Wetter einen letzten Überblick über das Säntisgebiet. Durch Singen wurde die Bahnfahrt verkürzt und gegen sieben Uhr kamen wir wieder in Waldstatt an.

Unteroffizier Hans Nagel, Intern.

Vizefeldwebel Fr. Heck †.

Am 30. Juli 1917 fand zu Rorschach am Bodensee unter ungewöhnlich großer Teilnahme sowohl aus Interniertenkreisen wie auch von seiten der Schweizer Bevölkerung die Beerdigung des Vizefeldwebels Friedrich Heck statt. Der dirigierende Sanitätsoffizier der Region St. Gallen-Appenzell, Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin, war selbst am Grabe erschienen, über dem Schweizer Soldaten drei Ehrensalven abfeuerten. An Stelle des erkrankten Ortsgeistlichen hatte es ein Vikar übernommen, ein Lebensbild des Entschlafenen vorzuführen; und nach ihm hielt Herr Oberstleutnant Freiherr von Ziegesar, der einen Lorbeerkranz am offenen Grabe niederlegte, dem toten deutschen Kameraden einen Nachruf, der auf die ganze trauernde Versammlung tiefen Eindruck machte.

Aus dem Inhalt der beiden Ansprachen sei hervorgehoben, daß der Entschlafene, eine ehrenvolle Soldatenlaufbahn durchgemessen hat. An ihrem Beginn stand die China-Expedition des Jahres 1900, die er auf einem Vertrauensposten, als Stabsordonnanz des General-Feldmarschalls Grafen von Waldersee mitmachte. Der Ausbruch des Weltkrieges ließ den zum erprobten Mann herangereiften Vizefeldwebel zum zweiten Mal für sein Vaterland in die Schranken treten. Dabei hat dann den mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Krieger am 16. April 1916 bei Fleury, vor Verdun, das Los getroffen, in Feindes Hand zu fallen. Obwohl seine Gefangenschaft nur knapp $\frac{3}{4}$ Jahr dauerte, genügte sie doch, in ihm den Keim zu dem Leiden zu entwickeln, dem er jetzt erlegen ist. Im Dezember 1916 hatte Friedrich Heck

in der gastlichen Schweiz Aufnahme gefunden; nach kurzer Erholungszeit übernahm er die Geschäfte des Ortschefs in Rorschach, stramm und dienstfreudig, wie stets: haben doch auch seine Schweizer Vorgesetzten ihm ausdrücklich das Zeugnis ausgestellt, daß er ein Soldat gewesen ist vom Scheitel bis zur Sohle. Nach kurzer Wiedervereinigung mit der zu ihm geeilten Gattin hat der Tod die beiden dann erneut geschieden. Das deutsche Vaterland aber wird dem in fremder, doch befreundeter Erde ausruhenden Helden eine dankbare Erinnerung bewahren. Kr.

Lebensrettung.

Sonntag, den 29. Juli badeten die Internierten Kiene, Hahnfeldt und Krug in der offenen Aare. Nach Zurücklegen einer Strecke von ca. 500 m erlähmte plötzlich das verwundete Bein des Internierten Krug, so daß er in die Tiefe gezogen wurde. Achtmal versank er und wäre zweifellos ertrunken, wenn nicht rechtzeitige Hilfe seitens der andern Kameraden zur Hand gewesen wäre.

Das Verdienst der Rettung gebührt vor allem den Internierten Kiene, Masch.-Maat, und Hahnfeldt, sowie dem herbeigeeilten Bootsmann. Kiene ist ein hervorragender Schwimmer, Besitzer mehrfacher Auszeichnungen und eines Kaiserlichen Handschreibens für Lebensrettung.

Allen, die in treuer Kameradschaft unverzagt ihr Leben zur Errettung eines andern einsetzten, sei hierdurch wärmster Dank gesagt.

Richard Krug, Internierter, Bern.



Die Kinder aber spielen . . .

Wie tief das Dorf in seiner Sonne träumt!
Auf weiter Straße nur das Schuhgeklapper
Spielfroher Rangen — Abzählversgeplapper — —
Und drei, vier Dörfer weiter tost und schäumt
Das Meer der Schlacht . . . Und rast seit Wochen schon,
Ob es den Damm nicht doch noch niederschwemmte,
Der sich ihm allzu fest entgegenstemmte —
Umsonst! Und keiner hört mehr recht den Ton
Der Brandung dumpf und fern. Sie wird verrauschen.
Zu lange schon das hoffnungslose Lauschen —
Und war der Ausgang je der gleiche nicht?
Die Väter fallen in dem schweren Streite —
Die Mütter starren träumend in die Weite,
Die Kinder aber spielen froh im Licht . . .

Gefr. Walter Britting (in der „Liller Kriegsztg.“)

Zur Kriegslage.

(Bis 4. August.)

Die am 31. Juli entfesselte gewaltige Schlacht von Ypern und der im April bei Arras ausgefochtene Kampf gleichen einander hinsichtlich ihrer englischerseits getroffenen taktischen Anlage auf's Haar: Aus Arras heraus erfolgte damals der Hauptstoß auf Cambrai; er wurde konzentrisch durch einen in gleicher Richtung von Croisilles her geführten Stoß unterstützt, exzentrisch durch einen solchen von Arras über Gavrelle auf Douai gesichert. Aus Ypern heraus zielte diesmal der Hauptstoß auf Roulers;

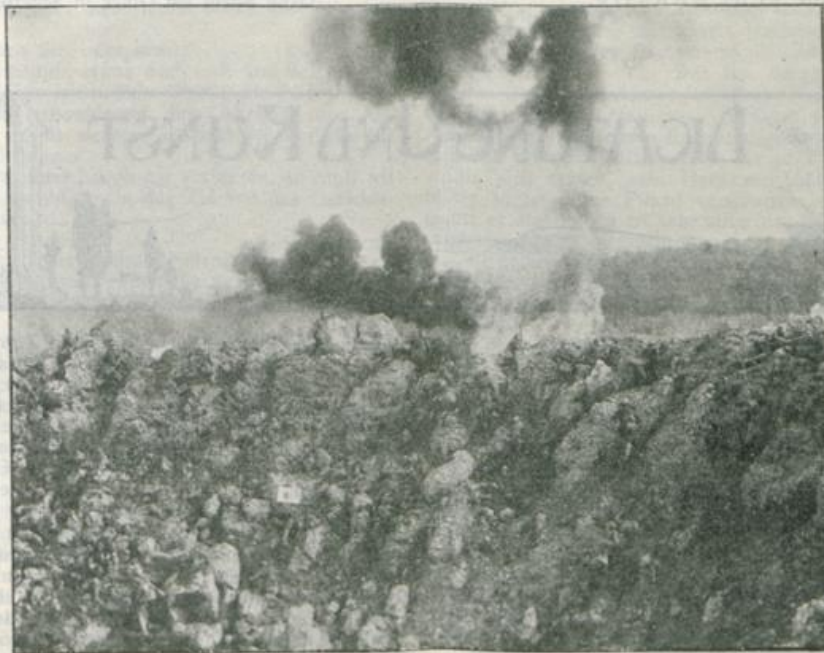
konzentrisch wurde er durch einen in gleicher Richtung von Nordschaete her geführten Stoß, exzentrisch durch einen solchen von Ypern über Zandvoorde auf Wervick unterstützt und in seiner gefährdetsten Flanke gesichert.

Im Falle ihres Gelingens hätten diese Angriffe zunächst die Gewinnung der Linie Wervick—Staden (deren Verlängerung die flandrische Küste hart östlich Ostende erreicht), zur taktischen Folge gehabt. Als strategische Frucht eines derartigen „Durchbruchs auf Roulers“ wäre den Engländern aber ganz Flandern bis zur Linie Menin—Zeebrugge in die Hände gefallen! Und hiermit hätte ihre Operation den früher bereits gekennzeichneten dreifachen Zweck erfüllt, unsere Seeflanke samt ihren U-Boots-Stützpunkten wegzunehmen, ihr für spätere Landungsoperationen Hinterland abzugewinnen, und Lille von Norden her auszuflankieren.

Es handelte sich diesmal also keineswegs nur um absichtlich begrenzte Linienverschiebungen zwecks Gewinnung günstigerer taktischer Bedingungen, sondern die gewaltigen Angriffe erfolgten unter der Voraussetzung und zu dem Zweck, hierdurch weitgesteckte strategische und politische Ziele zu erreichen

Dementsprechend übertrafen denn auch die zur Vorbereitung und Durchführung aufgewendeten Material- und Menschenmassen alles bisher Dagewesene. — Und der Erfolg? — Eine von Middelkerke zur großen Kanalbrücke 1500 m westlich Comines gezogene Gerade bildet nördlich der Lys die ungefähre Trennungslinie zwischen

gedeutet werden dürfen, als beabsichtigten wir, weiter nach Südrußland vorzudringen; vielmehr erklärt sich dies weit einfacher als taktische Maßnahme zu dem Zweck, den Flankendruck auf die russische Südgruppe solange wirken zu lassen, als dies strategisch notwendig erscheint. Ist es doch dieser Flankendruck gewesen,



Besetzen eines Minentrichters durch deutsche Sturmtruppen, nach erfolgter Sprengung.

unserer Abwehr- und Kampfzone. Der in Erweiterung des oft genannten „Ypern-Salienten“ (eines natürlichen Ausfalltores) zunächst englischerseits erstrittene Bogen Hollebeke—Westhoek—St. Julien—Bixschoote erreichte diese Linie lediglich zwischen den beiden mittleren Ortschaften, und selbst diesen kleinen Sektor vermochten die Engländer nicht ganz zu behaupten! Deutlicher läßt sich ihr grandioser Mißerfolg nicht kennzeichnen. Angesichts der hierbei erlittenen Verluste kommt er einem völligen Fiasko gleich.

Billigerweise wird man kaum umhin können, einem ruhig denkenden, tüchtigen Soldaten, wie General Sir Douglas Haig es ist, dieselbe Auffassung zuzutrauen. Hieran vermögen, trotz aller gegenteiliger Versicherungen, offizielle wie offiziöse Communiqués und Kommentare garnichts zu ändern. Gleichwohl ist anzunehmen, daß weitere Massenangriffe folgen und vermutlich sogar noch in die Breite wachsen werden, bevor man ihre Nutzlosigkeit eingesteht.

Im Osten hat unsere Gegenoffensive inzwischen die österreichische Reichsgrenze im wesentlichen wiedergewonnen. Daß sie teilweise überschritten wurde, wird kaum dahin

der in hervorragender Durchführung vornehmlich unsern raschen Siegeslauf ermöglicht hat.

In diesem Zusammenhang sei die Vermutung geäußert, daß General Kornilow anscheinend beabsichtigt, südlich der Bahn Brody—Dubno die allgemeine Linie Radsiwilow—Kugajewzy—Chotin—Falticeni—Gyimespass zu halten, hier Anschluß an die bisherige russo-rumänische Frontlinie zu gewinnen, und dieser durch Eroberung des Casinului einen starken Stützpunkt zu verleihen. Besonders interessant an diesem Frontverlauf wäre die Lage von Chotin, weil dieser Festung hierin (wenngleich nicht in einem vor-, sondern im einspringenden Winkel gelegen) fast genau dieselbe Rolle zufallen würde, die seitens der Westmächte während der zweiten Augusthälfte 1914 Namur zgedacht war. Es kommt für die weitere Entwicklung der Dinge deshalb in erster Linie darauf an, ob die beiderseits des Dnjestr vorgehende Gruppe des General Litzmann (des Eroberers von Kowno!) den Auftrag hat, Chotin zu nehmen, oder ob dies nicht im Plan der Zentralmächte liegt? Diese Frage wird praktisch bereits beantwortet sein, bevor diese Zeilen im Drucke erscheinen. Gleichzeitig wird hiermit die zukünftige Gestaltung der rumänischen

Front entschieden werden, sodaß diesbezügliche Vermutungen sich erübrigen.

Italiens auffallende Untätigkeit während der russischen Bedrängnis läßt sich entweder mit Truppenverschiebungen nach Valona, oder durch politische Unstimmigkeiten hinsichtlich der Balkankriegsziele erklären.

Die militärische Gesamtlage ist für die Zentralmächte sehr günstig.

5. 8. 17.

B.

Nach der Schlacht.

Kanonendonner ist verweht. —
Wir halten nun die Totenwacht.
Kein Lied, das singt;
Kein Stern, der steht,
Und leidtief ist die Nacht.

Zuweilen trägt der Wind aus West
Ein Wimmern wie im Sterben.
Wir stehen stumm
Und hauptentblößt. —
Dann bricht ein Glück in Scherben.

Int. B.



Die militärpflichtige Tante.')

Von Adolph Bayersdorfer.

(Schluß.)

Nach Verlauf von achtzehn Jahren hatte sich manches geändert. Meine Großtante hatte das Zeitliche gesegnet, und eine ihrer unmodischen Töchter, die gewiß zeitlebens eine reine Jungfrau gewesen, war ihr nachgefolgt und als grobknochiger Engel und gute Seele zum Himmel aufgefliegen. Die andere war bei ihrem alten Vater geblieben, welcher, wie es schien, so lange leben wollte, bis die Haarbeutel wieder in die Mode kämen. Durch seine geringe Pension allein ließ sich wenigstens sein hohes Alter nicht zureichend erklären. Noch jahrelang sah man seine melancholische Figur als ungestorbenes Gespenst um den Stadtgraben spazieren gehen.

Tante Moritz, „das jüngste“, war schon mit ihrem zwanzigsten Jahre in die Residenzstadt ihres bundespflichtigen Großstaates und engeren Vaterlandes gekommen. Durch des Schicksals Gunst war sie die Erzieherin der ungezogenen Backfische eines befreundeten Land-Adligen geworden, der infolge einer unerwarteten und unverdienten Erbschaft in die Stadt und in die Nähe des Hofes übersiedelt war, wo er sich und seine Söhne in der höheren Kutscherei ausbilden ließ. Da erschien nun eines Tages bei meinem Großonkel ein Magistratsbote mit einer geschriebenen Aufforderung, daß der militärpflichtige Moritz N., Sohn des Reichskammergerichts-usw. usw.-Registraturskanzlisten N., mit 11 Gulden 29 Kreuzern und 2 Pfennigen Strafgeld für versäumte Konskriptions-Anmeldung auf dem Bureau Nr. X zu erscheinen habe. Der alte Mann betrachtete kopschüttelnd das Papier, zog dann seinen längsten grauen Rock an, auf dessen hohem Kummekragen sich der Haarbeutel ein fettiges Widerlager zurechtgewetzt hatte, und ging ganz gegen seine gewohnte Stundenordnung auf das Amt. Nachdem er dort infolge des vorschrittmäßigen Schreibversehens in der Vorladung aus einigen Zimmern hinaus- und in andere hineingebrüllt worden war, kam er, der dieses Verfahren aus eigener Praxis kannte und deshalb ohne Nebengedanken hinnahm, endlich zu dem richtigen Eisenfresser, dem seine Angelegenheit zustand. Mein Großonkel, dem auf dem Wege ein Licht über dem Dunkel aufgegangen war, legte nun Rätsel und Auflösung zugleich vor, indem er die Vermutung begründete, daß seine Tochter Mauritia weiland durch irgendein Versehen als Knabe möchte in die Familienliste eingetragen worden sein. Doch er fand sehr ungnädiges Gehör und die ungläubige Miene eines unduldsamen Besserwissers. Hatte mein Großonkel einen Haarbeutel,

so hatte der Beamte einen mächtigen Zopf. Mit beleidigender Genauigkeit ließ dieser seine Aussagen zu Protokoll nehmen und gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er ihn für den Mitwisser eines abgekarteten Betrugers halte. So wurde er fürs erste mit Unheil verkündender Kälte entlassen. Der Mann mit dem Zopf war schnell hinter der Sache her. Noch ehe mein Großonkel seine Tochter von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt hatte, bekam diese in der Residenz eine Vorladung auf die Polizei. Sie wußte freilich nicht, was sie dort zu schaffen haben sollte; weil aber mit dem hochlöblichen Institute nicht zu spaßen ist, so setzte sie ihren Sonntagshut auf, sah noch einmal in den Spiegel und ging befriedigt über ihr Äußeres — sie die einzige, die es je war — nach dem Polizeiamte. Man sagt zwar: „Jung ist der Teufel schön“, aber Tante Moritz machte die zu jeder Regel gehörige Ausnahme und war auch jung nicht schön. Sie war groß, knochig und mager und sah ihrem Vater ähnlich bis zur Lächerlichkeit. Dieser aber hatte nie wie ein Frauenzimmer ausgesehen. In dieser wenig einnehmenden Außenhülle barg sie aber eine zarte weibliche Seele, verletzlich und scheu, die noch wenig die bittere Gelegenheit gehabt hatte, sich im stoßenden, drängenden Weltgetriebe abzustumpfen. Eine emanzipiert klingende Altstimme, die ihr bis in ihr hohes Alter verblieb und dann der alten Dame besonders würdevoll stand, bildete in ihrer Jugend einzig einen angenehmen Gegensatz zu ihrer frauenzimmerlichen Häßlichkeit, aber leider nicht zu ihrem männlichen Aussehen.

Als sie das richtige Bureau gefunden hatte, trat sie schüchtern ein und blieb erwartend an der Tür stehen. Kaum hatte sie auf die ergangene Frage ihren Namen genannt und die Vorladung gezeigt, als der Polizeikommissär und sein Schreiber einen schnellen Blick der Aufforderung wechselten und dann eine peinliche Pause lang die Gestalt an der Tür fixierten. Wieder begegneten sich verständnisinnig und mit triumphierendem Ausdruck ihre Augen; ihr scharfer Beamtenblick hatte untrüglich den Simulanten erkannt. In diesem Falle glaubte der Kommissär kurz angebunden sein zu müssen und eröffnete das Verhör.

„Sie werden sich denken können, weshalb Sie vorge-laden sind?“

„Nein, leider nicht.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß dieses das Bureau für Konskriptionsangelegenheiten ist.“

„Ich bejaure, daß mir die Sache dadurch nur um so rätselhafter erscheint.“

„So muß ich Ihnen denn kurzweg sagen, daß Sie im Verdachte stehen, sich durch fortgesetzte Simulation, das heißt, indem Sie weibliche Verkleidung tragen und sich seit Ihrem Hiersein durchaus als Frauenzimmer gebärden,

*) Aus dem 6. Bande der Deutschen Humoristen (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel).

Ihrer Konstriptionspflicht entzogen zu haben, respektive noch entziehen zu wollen.“

Versteinerungspause. —

„Auch muß ich Ihnen gestehen, daß Ihr Äußeres diesem Verdachte nur Vorschub leisten kann.“

Fortsetzung der Pause und anhebende Versenkungsgefühle.

Welche echte Weiblichkeit hätte auch nicht zu sprachlosem Erstaunen erstarren müssen bei der Zumutung, sich als renitenten Rekruten zu bekennen. Wie Lots Weib nach der Salifizierung stand die Ärmste an der Türe. Der Beamte kannte aber diese Kniffe schon und fuhr unerschüttert fort:

„Also, gestehen Sie, oder nicht?“

Die Tante schnappte etwas nach Luft und Bewußtsein und stammelte einige undeutliche Worte, die zwar keinen Sinn gaben, aber unzweideutig den Charakter der Ablehnung trugen, womit sie eine solch ungeheuerliche Insinuation von sich wies.

„Wenn Sie bei ihrer Leugnung verharren, so muß ich Sie auf einige Augenblicke in das Zimmer des Gerichtsarztes weisen lassen.“

Er rief einen Boten.

„Bringen Sie diesen Simu—, diese Dame, will ich sagen, ins ärztliche Bureau, geben Sie dem Doktor diesen Akt, er weiß schon von der Sache, und warten Sie vor der Tür.“

Die Tante war vollständig vergeistert und wurde willenlos abgeführt. Für sie war gerade Weltuntergang, und der letzte Rest von Zurechnungsfähigkeit war von ihr gewichen. Als sie aber mit ihrem ungebeten Beschützer beim Gerichtsarzt eintrat, fand sie dort außer diesem Herrn noch die Gerichtsärztin, seine Frau, die, einen Koketterie-Marktkorb am Arme, ihrem Manne geschwind den neuesten Klatsch mitteilen mußte. Denn dieser hatte sich bei ihr seit dem Frühstück in so ungebührlicher Weise aufgestaut, daß sie es unmöglich länger allein tragen konnte.

Die geschwätzte rundliche Dame erschien meiner Tante wie dem Ertrinkenden eine rettende Fee, die aus geöffnetem Himmel herniederschwebt; hier freilich mit einem Gewicht von anderthalb Zentnern. Die Erstarrung wich von ihr und machte einer vollständigen Auflösung alles geistigen Vermögens in überquellende Schmerzgefühle Platz. Noch ehe ein Wort gesprochen worden war, sank sie mit krampfhaft losbrechendem Schluchzen der neugierigen Dame, die schon eine monströse Neugierigkeit witterte und die Tore ihrer fünf Sinne sperrangelweit geöffnet hielt, in die fetten Arme. Einer solchen Appellation an ihre Menschlichkeit und Souveränität konnte die Gerichtsärztin nicht widerstehen. Hatte sie doch nie das eheliche Szepter aus den Händen gegeben und auch schon verschiedene Male im Amtszimmer ihr Regiment ausgeübt. Sofort machte sie sich zum Herrn der Situation und hatte ihrem Manne, der während dieser Szene zur vollständigen Bedeutungslosigkeit zusammengeschrunpft war und aller Amtswürde bar dastand, als wäre er der Simulant, in wenigen Augenblicken die saubere Geschichte abgehört. Ihr weiblicher Instinkt war hier nicht im geringsten Zweifel und stand weit über der Wissenschaft ihres Mannes. Unter Androhung der höchsten ehelichen Strafen erteilte sie ihm den gemessenen Befehl, die gekränkte Dame in Frieden zu entlassen und dafür zu sorgen, daß dieses auch von anderer Seite geschehe. Hier hieß es gehorchen. Mit einer bedauernden Gebärde wandte sich der arme Leibeigene, dem der Gerichtsarzt ganz abhanden gekommen war, zu der fremden Dame und stotterte verbindlichst, er habe überhaupt nie gezweifelt —

Ein gebieterischer Blick seiner Frau schnitt ihm die zweite Hälfte des Satzes vor dem Munde ab.

Unter Redensarten und Tränen löste sich allmählich die Gruppe auf, und während die Gerichtsärztin, erfüllt von der geleisteten Heldentat und voll brennenden Verlangens nach mündlicher Erleichterung, in das Menschengewoge der Stadt hinausstürzte, führte ihr Mann dem erhaltenen Befehle gemäß die weinende Tante unter entschuldigenden Beschwichtigungen in das Bureau des Kommissärs zurück, sprach noch einige begütigende Worte und empfahl sich hastig, es dem Kommissär überlassend,

sich aus seinem Gebahren den richtigen Schluß zu ziehen. Bei seinem Eintreten hatten dieser und sein Schreiber, als sie die höflichen Redensarten des verwirrt dreinblickenden Doktors vernahmen, wieder einen raschen Blick gewechselt, diesmal aber mit einer trostlosen Jammer- und Schreckensmiene. Sie waren aus dem siebenten Himmel ihrer Beamtenweisheit heruntergestürzt, und es blieb von ihnen nichts mehr übrig als der gebrechliche Mensch, behaftet mit dem Aussatze des Irrtums. Der Schreiber faßte sich schnell; was ging es ihn an, wenn sein Vorgesetzter eine Dummheit machte? Mit der brutalen Rücksichtslosigkeit eines verantwortungsfreien Subalternbeamten vergrub er sich in seine Akten, mit vielem Geräusch rechnend und blätternnd, und schien über seinem plötzlich eingebrochenen Geschäftseifer alles um sich her vergessen zu haben. Treulos im Stiche gelassen, stand der Kommissär vor dem still fortwehenden Mädchen. Er nahm einige Male einen Anlauf zu wohlgesetzten Entschuldigungen. Sie gerannen ihm wie schlechte Milch, noch ehe er sie vollendete. Er wollte sich fassen, sein Herz verhärten und sich kaltblütig hinter seine Pflicht verschanzen. Es gelang ihm nicht; er stand noch zu sehr unter der Wirkung der Überraschung. Jeder Versuch, etwas zu sagen, erweckte nur ein vernehmlicheres Schluchzen der Unglücklichen. In heller Verzweiflung ließ der entwurzelte Beamte gleich einem gefangenen Wilden seine Blicke an den Wänden herumlaufen, wobei sie auch einen wütenden Abstecher nach dem fleißigen Schreiber machten. Aber an den staubigen Aktenstellagen wollte sich kein rettendes Wunder ereignen; keine Öffnung ließ sich dort hineinblicken, durch welche eine gequälte Bureaukatenseele hätte entweichen können. Und doch kam ihm von dort her ein Lichtstrahl. Woher könnte auch sonst einem braven Beamten eine Erleuchtung kommen! „Warten Sie,“ sagte er und zog aus einem der Fächer ein Formular hervor, füllte es aus und stempelte es geschäftsmäßig ab. Mit dieser gewohnten Handtierung hatte er seine Fassung wieder errungen. Er faltete den Bogen nicht ohne Feierlichkeit zusammen, näherte sich der Dame und sprach: „So, nehmen Sie das, das wird gut tun“, mit einem so milden und begütigenden Ausdruck, wie ihn nur der Arzt haben kann, der dem stöhnenden Verwundeten den lindernden Verband anlegt.

Mechanisch hatte der weinende Rekrut den papiernen Trost ergriffen und schwamm nun in Tränen nach Hause. Kaum fand sich Tante Moritz dort in Sicht eines soliden Sofas, als sie auch sofort in die lange zurückgehaltene, aber offenbar zur Sache gehörige Ohnmacht fiel unter so viel nachfolgenden Krämpfen, als ihrer weiblichen Ehre unumgänglich notwendig schienen. Bald hatte sie das ganze Haus auf die Beine gebracht. Die jungen Gräfinnen weinten in ihrer Unerfahrenheit, und die jungen Grafen standen mit Bereiterstiefeln und Reitpeitschen um den Fall herum und machten stehengebliebene Gesichter. Am liebsten hätten sie auch geweint, wenn das nicht gegen die Stiefel gewesen wäre. Die alte Gräfin und ein Stubenmädchen bemühten sich mit erprobten Hausmitteln um die Kranke, und der alte Herr Graf nahm der bewußtlos Daliegenden ein zerknittertes Papier aus der Hand, entfaltete es und las: „Militär-Entlassungsschein.“ In diesem Denkmal polizeilicher Konsterniertheit wurde der Moritz N. aus der Altersklasse 1801, Tochter des weiland Reichskammergerichts- usw. usw.-Registraturskanzlisten, wegen allgemeiner Untauglichkeit seiner Militärdienstpflicht los- und lediggesprochen. Die Rubrik „Signalement“ war unausgefüllt geblieben; selbst der item: „Besondere Kennzeichen“ hatte den Beamten zu keiner naheliegenden Notiz veranlassen können. Mit diesem Talisman hatte freilich Tante Moritz allen künftigen Anforderungen des Kriegsmisters entgegentreten können, wenn dieser noch einmal Anspruch auf die friedliche Amazone hätte erheben wollen.

Natürlich vergingen damals die Krämpfe wieder, und die gute Tante hat in der Folge manche schwere Krankheit zu bestehen gehabt, bis endlich eine sie ganz ablöste und aller Konstriptionsgefahr entrückte. Mit dem gelbten und verbleichten Nachlasse der braven alten Jungfer, aus dem ich eine ganze Lebensgeschichte von kleinen Freuden und großen Entbehrungen, ein standhaft durchgerungenes Dasein von Armut und Ehre herauslesen

mußte, habe ich auch den Militärentlassungsschein geerbt, den ich als ein Andenken an die selige Tante, an den Großonkel mit dem Haarbeutel und an die verdrehte Polizei meiner Vaterstadt noch immer aufbewahre.

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Weil sie nie klöhnt und stöhnt, sondern sich heiter mit den Widerwärtigkeiten der kleinen Garnison abfindet, obwohl sie doch an das Leben in Berlin und sogar draußen in der Welt gewöhnt ist.“

„Sie folgt deinem Beispiel“, lächelte der Oberst mit einer kleinen Verbeugung. „Die Sorgen der kleinen Garnison wird sie übrigens erst spüren, wenn der Junge die Schule und darum das Elternhaus verlassen muß. Vorläufig hat sie nicht zu klagen. Ich gebe meinen Herren viel Urlaub, damit sie Anregung suchen können, und da Raderns bemittelt sind, reisen sie sofort ab. Außerdem besucht sie vorläufig der Onkel, ein früherer Diplomat.“

„Das muß der Radern sein, von dem ich durch einen Kapitän von der Westen gehört habe. War er nicht Ministerresident in Tanger?“

„Richtig! Seinen Neffen habe ich unlängst aus der Garde bekommen. Wahrscheinlich wird er mein nächster Adjutant.“

Ernst lachte zur Mama:

„Weil die Kommandeuse ihm wohl geneigt ist.“

Die Mutter machte große Augen:

„Nimm das entsetzlich vulgäre Wort nicht in den Mund, Ernst. Du gehörst allerdings nicht zur Armee, aber auch ein Offizier sollte den Ausdruck nicht gebrauchen.“

Doch der Vater drohte mit dem Finger: „Radern ist ein tüchtiger Offizier.“

„Wir sollten dich mit ihnen zusammenbringen“, fügte die Mutter ein. „Sie leben so glücklich.“

Und Ernst fühlte mit Unbehagen, daß das Gespräch bei seiner Verlobung angelangt war, ehe sie weitersprach:

„Übrigens hast du gestern merkwürdig wenig Freude geäußert und scheinst noch immer zerstreut. Warst du nicht überrascht? Ich dachte oft, Diershofens hätten noch andere Bedenken, als sie sagten, ihr müßtet warten, bis du nicht mehr Torpedokommandant wärest. Ich fragte mich, ob nicht der Name, ihr Adel, eine Rolle spiele.“

Des Obersten Stimme klang verdrießlich: „Das hättest du nicht denken sollen, Mamachen. Diershofen und ich sind alte Freunde, und unter Kameraden fragen wir nicht, wer adlig ist.“

„Gehört habe ich es nie, aber neuerdings lese ich oft von Bevorzugung des Adels in der Armee.“

„Das sind Behauptungen von Liebknechten und Basmannschen Gestalten, die Zwietracht ins Offizierskorps tragen wollen, aber sich vergeblich bemühen, uns den Dienst zu vereiteln. Sie vergessen, daß ihre Taktlosigkeit, die zwischen adligen und ‚bürgerlichen‘ Offizieren unterscheidet, namentlich uns beleidigt. Ich habe nie empfunden, daß ich bürgerlich bin, denn ich bin kein Bürger, sondern Soldat und Ritter wie jeder andere, der den Degen trägt. Aber die Leute denken — unter uns Anhänger zu gewinnen, wenn sie sich darüber entrüsten, daß wir angeblich als Offiziere ‚zweiter Klasse‘ behandelt werden. Erfolg werden sie nicht haben. Wir empfinden es als Unverschämtheit, daß sie ausschreien, wir verstünden unsere Ehre nicht zu wahren und ließen uns zurücksetzen oder über die Achsel ansehen. Wenn ich ein einziges Mal in 35 Dienstjahren die Empfindung gehabt hätte, würde ich mir auf dem Dienstwege oder mit der Pistole Remedur verschafft haben. Übrigens weißt du, daß Diershofen als Fähnrich mein Vordermann war. Trotzdem habe ich ihn überholt und führe mein Regiment ein Jahr länger als er das seine.“

Ernst fühlte wieder, die Mutter wolle die Unterhaltung von Diershofen auf Grete und die Verlobung bringen.

Darüber aber wollte er zunächst mit dem Vater reden, also meinte er schnell: „Soviel ich weiß, wurde erst der Vater des Obersten von Diershofen geadelt.“

„Stimmt, mein Sohn, und jeder Offizier, der den Adel wünscht, kann sich ja in ihn hineinverdienen. Im nächsten Frühjahr sind es hundert Jahre, seit der freiwillige Jäger als erster unseres Namens in Königs Dienst trat, um später Offizier zu werden. Wie er, hat es mein Vater zum General gebracht. Gelingt es auch mir, so hätte ich wohl nur eine Bitte an das Kabinett zu richten, um nach dem ungeschriebenen Gesetz einer alten Tradition geadelt zu werden.“

„Wäre dir das lieb, Papa?“

„Ja, mein Sohn, und zwar nicht nur für dich und deine Kinder, deren Name dann erzählen würde, daß schon ihre Väter Königsgesinde waren. Ich meine, wer dient, soll nach jeder Ehrung und Gnade trachten, die der König zu vergeben hat.“

So kamen die Herren wie immer auf Dienst und Beruf. Frau Barenheim hörte schweigend zu, denn wie das Handeln überließ sie ihnen gern auch das Reden. Sie brauchte nicht einmal Worte zu machen, wenn einer von ihnen mit Ärger im Kopf zu ihr kam. Wie der Mann, wenn der Dienst ihn verstimmt hatte, pflegte Ernst während des ersten und letzten Urlaubstages ein Stündchen still neben ihr auf dem Sofa zu sitzen. Keiner sprach, aber zwischen zwei Köpfen gab es ein Hin und Her. Wenn der Mann endlich aufstand, hatte er sich „ausgeruht“, und wenn der Sohn ging, hatte sie ihn nach der Trennung wieder kennen gelernt oder vor dem Abschied er ihr schweigend versprochen, draußen auf See an die Eltern zu denken. Nun war er schon vierundzwanzig Stunden im Hause, ohne Verlangen nach der stummen Aussprache zu bekunden. Wieder richtete sie den sorgenden Blick auf ihn. Der Oberst glaubte, sie wundere sich, daß niemand zu ihr sprach. Er schlug die Hände zusammen, als wolle er der Unterhaltung ein Ende machen.

„Was gibst du uns heute zu essen, Mamachen?“

„Eine Pute!“

„Da werden wir zulangen.“ Noch lauter klatschten seine Hände aneinander. Auch Ernst fühlte das Bedürfnis, etwas gut zu machen. Er lachte wie in freudiger Erwartung, denn Mama war von den Hausfrauen, die Eßlust und Einhalten an ihrem Tisch fröhlich machen. Gleich gab sie seinen Blick zurück mit Augen, so warm und zärtlich, daß er vor dem lieben Gesicht unter grauem Haar die ganze Freude, bei den Eltern zu sein, spürte. Er dachte an die düstere enge Kammer zwischen feuchten knarrenden Wänden des Torpedobootes und sah mit einem Gefühl unendlichen Behagens durch das geräumige Zimmer, in dem hell und warm der Sonnenschein hing. Über des Vaters Schreibtisch, die Sessel, den Bücherschrank, das Sofa, die Möbel, die er seit frühester Kindheit kannte, blickte er: „Ob ihr wohl wißt, wie schön es zu Hause ist?“

Des Vaters ernste Miene klärte sich. Die Augen der Mutter schimmerten fast feucht, als sie nach seinen Fingern griff: „Mein guter Junge!“

Des Festtags Stimmung überkam die drei. Bei Tisch plauderten sie heiter, scherzten und lachten. Nach dem Essen erinnerte das Niesen die Mutter wieder an den Schnupfen. In der Hoffnung, daß der Sohn sich ihr für ein Weilchen anschließen werde, sagte sie: „Ich denke, ich ruhe ein wenig in meinem Zimmer!“

Der Oberst schlug gleich wieder die Hände zusammen: „Rauchen wir unsere Zigarren bei einem Spaziergang. Ich bin schon gestern nicht zum Reiten gekommen.“

Ernst verstand den Blick. Schnell, wie der Vater alles tat, wollte er ihm Gelegenheit zur Aussprache geben.

Unten im Hausflur ließen sie sich in die Paletots helfen, stülpten die Mützen auf und wendeten sich hinter der Tür in langen Schritten zum Wald und zur Grenze.

„Sieh dich nicht um, Ernst. Irgendwo steht immer jemand am Fenster. Es wohnt sich greulich in solcher Kolonie. Ohne es zu wollen, starre ich aus meinem Zimmer durch fremde Scheiben, sehe, wie in einem Hof die Weihnachtsgans erschlagen wird, oder höre die Tochter des Majors Kerner am Klavier üben.“

Von den letzten der roten Ziegelsteinhäuser sahen sie bis zum Rand der Kuppe. Dort machte Ernst nach ein paar hundert Schritten halt. Vor ihnen fiel der zerschnittene Hang zum Wald im Tal. Über die Wipfel sah er ins gallische Land.

Immer mußte er hier mit dem gleichen Gedanken stehen bleiben und nach rechts wie links den Rand der Kuppe entlang blicken.

„Hier würdest du dich schlagen, Papa!“

„En bon colonel ordinaire, mein Sohn. Strategie ist nicht zu machen. Es heißt stehen und möglichst lange nicht sterben, damit sie nicht an den Bahnstrang Metz kommen. Ihre Kavalleriedivision in Pagny hat bis zum Waldrand achtzehn Kilometer und könnte mir mit der reitenden Abteilung die Kaserne“ — sein Daumen wies nach rechts auf die roten Baracken — „noch am ersten Mobilmachungstage zusammenschießen.“

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Stichs unter Mitwirkung von Prof. Wolterreck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6a.

ALLE IN DER „DEUTSCHEN INTERNIERTEN-ZEITUNG“ ZUM ABDRUCK GELANGENDEN TEXTLICHEN BILDER



FINDEN IHRE ANFERTIGUNG IN DER BESTBEKANNTEN BERNER GRAPH.KUNST- UND KLISCHEE-ANSTALT VON

MAUERRAIN 3 | HERM.

DENZ. | TELEPHON 954

ELCHINA Das Stärkungsmittel par excellence

nach Dr. Scarpatetti und Dr. A. Hausmann.

macht leistungsfähig

hebt die gesunkenen Kräfte

stellt den Appetit wieder her

beruhigt und kräftigt die Nerven.

Flasche Fr. 2.50 in den Apotheken.

Blumen-Arrangements

ooo aller Arten für Freud und Leid ooo

Blühende und Blattpflanzen

oo Palmen · Trauerkränze oo

Alles in reichster Auswahl bei prompter, ooooo preiswertester Bedienung ooooo

Blumenkrämer, Zürich

Telephon 1479 Hoflieferant Bahnhofstr. 38

Gesucht!

Ein tüchtiger Scheibenarbeiter (Töpfer)

findet sofort bei gutem Lohn, Kost und Logis dauernde Arbeit. Einem tüchtigen, kautionsfähigen Arbeiter wäre zugleich Gelegenheit geboten, das Geschäft leih- oder kaufweise zu übernehmen. Das Geschäft befindet sich 2 Minuten vom Bahnhof, elektrisches Licht und Wasserkraft vorhanden. Sehr gute Kundsjame, Arbeit für 2 bis 3 Mann das ganze Jahr. Gefl. Angebote erbeten an

Raspar Schellenberg, Hafner
Schraltorf (Zürich), Bahnhofstraße.

Suche per sofort einen

Uhrmachergehilfen.

Gehalt pro Monat Fr. 240. — Offerten erbittet
Julius Wirth, Davos-Platz.

Für Interniertenfamilie!

Am Vierwaldstättersee
vermietbar möbl. Wohnung.

3 Zimmer, Piano, Küche, Zubehör, Wasser, elektr. Licht
inbegriffen Frs. 100.— monatlich, länger Reduktion.
Offerten an die Redaktion des Blattes.

Gesucht!

Ein Internierter findet Stellung als
Schenkbursche, der nebenbei die
Kellerarbeiten zu besorgen hätte.

Restaurant zum braunen Mutz
Basel.

Die besten Schuhwaren

sind:

◇◇ Marke Weill ◇◇

Marke High life

Marke Columbus

Zu kaufen in allen bessern Schuhgeschäften



≡≡≡ Alleinige Sabrikanten: ≡≡≡



Schuhfabriken Weill A. & B.

in Kreuzlingen.

An Private wird nicht verkauft.